

Am sogenannten „Schloss“ vorbei gelangten wir zum Kapuzinerinnenkloster und schliesslich zum **Museum** von Appenzell, wo ich mich bis 17 Uhr aufhielt, während die übrigen Kommissionsmithlieder nocheinmal einkehrten. Das sehr vielseitige Museum befasst sich mit den verschiedenen Haustypen im Kanton Appenzell, mit der Folklore und vor allem mit den Funden in der Höhle beim Wildkirchli. Eindrücklich ist der Riesenschädel eines Bären im Vergleich zu einem normalen Bärenschädel.

Am Bahnhof Appenzell trafen wir uns zur Heimfahrt.

Nachtrag zu Heinrich Bullinger.

Im „Limmattaler Tagblatt“ vom 18. Oktober 2004 steht Lesenswertes über Bullinger, über die Veränderung der Ansichten seit seiner Zeit und über die Ausstellung im Grossmünster. Es wird vor allem hervorgehoben, im Gedenkjahr sei das **Ziel erreicht** worden, der mehr oder weniger vergessene Bullinger sei wieder bekannt.

Als ich im Grossmünster Bullingers Briefe studierte, erschrak ich an einer Stelle, wo ich lesen musste, dass Bullinger Calvin beipflichtete, der einen „Sünder“ oder „Gegner“ mit dem Tode bestrafen liess. Dies käme heute bei uns keinem Kirchenmann mehr in den Sinn.

Auch in den „Nachrichten für das Limmartal“ erschien am 14. Oktober 2004 ein Artikel über Bullinger, weil gemeinsam von der reformierten und der katholischen Kirche Badens, zusammen mit der reformierten Kirche Mellingsens und der Volkshochschule Wettingens in der reformierten Kirche Badens das gleiche Thema auf 11 Stellwänden dargestellt wird. Bullinger hätte doch nichts gemeinsam mit katholischen Organisationen unternommen. Zum Glück betonen heute die Kirchen vor allem das Gemeinsame.



Heinrich Bullinger, der heute kaum mehr bekannte, aber zu seiner Zeit bedeutungsvolle Zürcher Reformator und Nachfolger Zwinglis.

«Ziel erreicht, er ist bekannt»

Gedenkjahr Würdigung des Reformators Heinrich Bullinger

Der Zürcher Reformator und Universalgelehrte Heinrich Bullinger (1504–1575) ist kein Unbekannter mehr. Damit ist das Ziel des Bullingerjahres erreicht worden, bilanziert Philippe Dätwyler, Kulturbeauftragter der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich. Mehr als vier Jahrzehnte wirkte Bullinger in Zürich als Universalgelehrter – Theologe, Historiker, Politiker, Schriftsteller.

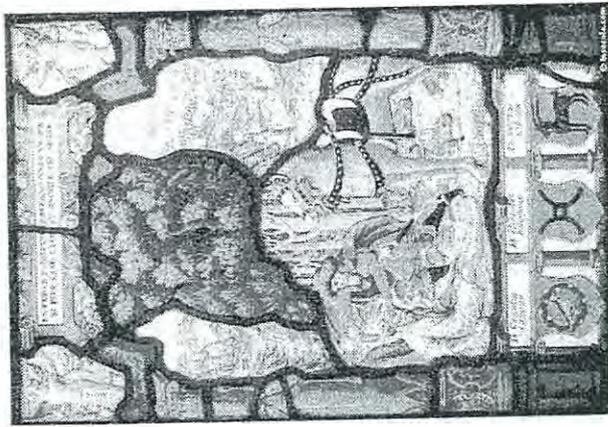
Trotz zahlreichen Anlässen ist Bullinger in seinem Gedenkjahr nicht kritiklos auf einen Sockel gehoben wor-

den. Dätwyler: Bei aller Würdigung von Leben und Werk des Reformators ist klar, «dass wir heute an einem anderen Ort stehen» als Bullinger und die anderen Reformatoren. So ist etwa die freudlos-wortlastige, sittenstrenge Art der Reformationszeit heute überwunden. Zentral ist auch eine Abgrenzung von Bullingers Ansichten zu Katholizismus und Täufertum. So werden die Täufer, welche Bullinger als Ketzer verfolgte, heute als Freunde mit gemeinsamen Wurzeln betrachtet. Gerade die Begegnung mit den Nachfahren der Täufer, den Mennoniten, war ein wich-

tiger Teil des Bullingerjahrs. An einem «Versöhnungstag» nahmen über 300 Personen aus Europa und Amerika teil.

Als weitere «Highlights» nennt Dätwyler den offiziellen Bullinger-Gedenktag Mitte Juni und den Internationalen Forschungskongress des Uni-Instituts für Schweizerische Reformationgeschichte im August. Im Zentrum des Gedenkjahres aber stand eine grosse Ausstellung im Grossmünster über Bullinger. Nach Schätzungen wurde sie von 70 000 bis 80 000 Personen besucht. Mehr als 100 offizielle und zahlreiche private Führungen wurden durchgeführt. Am gestrigen Sonntag wurde sie nun im Rahmen einer offiziellen Finissage geschlossen.

Eine «Light»-Version ist als Wanderausstellung im Geburtskanton Bullingers, im Aargau, unterwegs. Das Bullingerjahr wurde in sehr guter Zusammenarbeit mit der Reformierten Landeskirche des Kantons Aargau organisiert, wie Dätwyler lobt. In beiden Kantonen habe es vieles ausgelöst – auch in entlegenen Kirchgemeinden gebe es nun immer wieder Veranstaltungen zum Thema. (sda) *L.T. 18. 10. 04.*



Bullinger im Ausland: Auf einer Farbscheibe, die im Louvre in Paris hängt, ist unten in der Mitte das Wappen Heinrich Bullingers angebracht.

Die Wanderausstellung zu Heinrich Bullingers 500. Geburtstag ist jetzt auch in Baden zu sehen:

Ein stiller und einflussreicher Reformator

Lange Zeit war er völlig unbekannt, denn bei den Reformatoren wurde nur über die «grossen Drei» - Luther, Zwingli und Calvin - gesprochen. Doch dieses Jahr ist er in aller Munde, wenigstens in Kirchenkreisen: Heinrich Bullinger, vor 500 Jahren in Bremgarten im Freiamt geboren als (unehelicher) Sohn eines katholischen Pfarrers und seiner Haushälterin, der im Alter von bereits 27 Jahren in Zürich Nachfolger des 1531 im Kappeler-Krieg gefallenen Huldrych Zwingli als Leiter der Zürcher Kirche bestimmt wurde. Eine sehenswerte und interessante Ausstellung auf 11 Stellwänden, getragen durch die Reformierte und katholische Kirchgemeinde Baden, die reformierte Kirchgemeinde Mellingen sowie die Volkshochschule Wettingen, informiert zur Zeit in der reformierten Kirche in Baden bis am 4. November über diese herausragende Persönlichkeit.

Vorher war er zwei Jahre in Bremgarten Pfarrer, und führte dieses heute zur katholischen Welt gehörende Städtchen in die Reformation. Denn an Pfingsten 1529 wurde er von den Bürgern von Bremgarten eingeladen, die Predigt zu halten. Seine Worte bewirkten, dass Bilder aus der Kirche geräumt und verbrannt wurden. Der feurige Jung-Pfarrer wurde gebeten, in seiner Heimatstadt zu bleiben. Wie viel Heinrich Bullinger zur Gestalt der heutigen reformierten Kirche in der Schweiz, aber auch in anderen Ländern, beigetragen hat, ist offensichtlich. Denn kein Reformator schrieb soviel wie er. Bullingers Wirkung ist dabei frei von Auftritt und Sensation, geprägt von politischer Defensive. Sie ist vor allem einer über ein langes Leben hinweg durchgehaltenen intellektuellen Leistung zuzuschreiben. So entstand ein Werk, dessen Umfang das seines Vorgängers Zwingli in den Schatten stellt und den Vergleich mit Luther

oder Melanchthon nicht zu scheuen braucht. Nur ist dieses Werk nach wie vor zu wenig bekannt und kaum in modernen Editionen greifbar. So schuf er in der «Prädikanten- und Synodalordnung» 1532 eine dauerhafte Kirchenverfassung, welche die Beziehungen zwischen Kirche und Obrigkeit, das Synodalwesen usw. klar regelte. Mit dem Ausbau des Schul- und Stipendienwesens bewältigte Bullinger das kirchliche Nachwuchsproblem und verhalf der Zürcher Schule durch die Berufung ausgewiesener Gelehrter zu hohem Ansehen. Gegenüber der Obrigkeit trat er stets mit Nachdruck für die spezifischen Interessen von Kirche und Pfarrerschaft ein, beispielhaft in den Debatten um die zweckgerechte Verwendung der kirchlichen Güter. Auch die Freiheit des Kanzelwortes war ihm, dem engagierten Prediger, ein zentrales Anliegen. Doch nicht nur in Bremgarten hielt er feurige Predigten. Denn am 23.

November 1531 «donnert Heinrich Bullinger im Grossmünster eine Predigt herunter, dass es vielen vorkommt, Zwingli sei nicht tot, sondern er sei gleich dem Phoenix wieder auf-erstanden.» Am darauffolgenden 9. Dezember wird er dann wie eingangs erwähnt zum Leiter der Zürcher Kirche bestimmt.

Dieses Amt trat er zweifellos in einer schwierigen Zeit an. Denn die Reformierten hatten im Kappeler Krieg, in dem auch Zwingli fiel, eine Niederlage gegen die katholischen Orte eingesteckt. Nicht mehr Offensive um jeden Preis war gefragt, sondern Konsolidierung und Defensive. Doch dafür schien der Bremgarter Priester, der sich mit einer ehemaligen Nonne verheiratet und mit ihr 11 Kinder hatte, prädestiniert zu sein.

Anders als zur Zeit Zwinglis war die eidgenössische Politik Zürichs nach 1531 defensiv, und Bullingers Einwirkungsmöglichkeiten blieben

beschränkt. Als Berater der Obrigkeit war er zwar bestrebt, zumindest den konfessionellen Besitzstand zu wahren. Doch in den oft zermürbenden Streitigkeiten - etwa um das Zürcher Messemandat (1532-33), um Rudolf Gwalthers polemischen «Antichrist» (1547) oder im Dauerkonflikt um eine gemeineidgenössische Schwurformel - lag kein Gewinn, und in der Auseinandersetzung um die Locarneser Reformierten (1555) konnte Bullinger nur gerade die Folgen lindern helfen.

Heinrich Bullinger war vermutlich der am besten informierte Eidgenosse. Nicht nur schrieb er zahlreiche Bücher - für seine Zeit waren dies Bestseller, die auch in verschiedene

Sprachen übersetzt wurden - sondern er pflegte auch eine intensive Korrespondenz mit zahlreichen Fürsten, anderen wichtigen Leuten und natürlich mit den Reformatoren Martin Luther und Jean Calvin. Hier stellte er eine Korrespondenzleistung auf, die heute vermutlich ins Guinness-Buch Aufnahme finden würde: Insgesamt 12'000 Briefe umfasst seine Korrespondenz. Er pflegte dabei auch Kontakt zu verschiedenen Korrespondenten und publizierte dies in einer Zeitung. Er war dabei der wohl erste Journalist, der Meldung und Kommentar streng trennte. Also auch ein Vorreiter des heutigen modernen Journalismus.

Wie gross seine Bedeutung zur damaligen Zeit offenbar war, belegt folgende Tatsache: Als die ersten Siedler im Gebiet des heutigen New York landeten, lasen sie als erstes eine Predigt des Zürcher Reformators. Die Ausstellung in Baden - es handelt sich hierbei um eine Wanderausstellung, die gewissermassen ein Zusammenschluss der Ausstellung ist, die bis vor kurzer Zeit im Zürcher Grossmünster gezeigt wurde - beleuchtet alle diese Aspekte auf recht tiefeschürfende und doch leicht verständliche Art und Weise. Zudem finden bis zur Finissage am 4. November noch verschiedene ergänzende Veranstaltungen statt.

Am **Reformationssonntag**, d.h. am 7. November 2004, spielte das Orchester der Kirchgemeinde Zürich-Albisrieden, in dem ich ja mitwirke, am Gemeindeabend. Wir spielten von Joseph Haydn das Konzert C-dur für Klavier und Streicher (Allegro moderato. Andante. Allegro). Anschliessend folgte ein spannender Lichtbildervortrag von **Dr. Philipp Wälchli** über Heinrich Bullinger.

Die Ausführungen dieses Gelehrten gingen sehr ins Detail, und es bestätigte sich wieder einmal die Tatsache, dass ein Thema um so interessanter wird, je mehr man ihm auf den Grund geht. **Bullingers Vater** war katholischer Priester in Bremgarten, gehörte also zur „besseren“ Gesellschaft. Er setzte sich über die Vorschriften der katholischen Kirche hinweg und heiratete Kathrin Wiederkehr.

Sohn Heinrich kam schon vorher, am 18. Juli 1504 zur Welt. Er wurde in die beste erreichbare Schule geschickt, wo er sich bereits im Alter von zwölf Jahren gründlich mit römischen und griechischen Autoren befasste. Fünfzehnjährig studierte er in Köln, wo er an der Universität achtzehnjährig seine humanistischen und geisteswissenschaftlichen Studien als **Magister** abschloss. Er hatte damals bereits Schriften von Augustin, Luther und Melancton gelesen, sowie mittelalterliches Kirchenrecht studiert.

Im Juli 1523 kehrte er nach Bremgarten zurück und schrieb auf, was er alles unternehmen wolle. Er traf **Abt Joner** und die strengen aber reformfreundigen Zisterzienser im Kloster Kappel und begleitete **Zwingli** zu einem Täufertreffen. Vormittags unterrichtete er in der Schule Deutsch und nachmittags klassische Sprachen.

Dr. Wälchli erklärte genau, welche Persönlichkeiten Bullinger im Umfeld Zwinglis kennen lernte und welche Reformen nach und nach in der Schweiz, vor allem in Zürich und Bern, eingeführt wurden. Zur **Disputation in Bern** nahm Zwingli auch Bullinger mit, der bereits mehrere Schriften, z.B. über den Ursprung des Irrglaubens, verfasst hatte.

Im Alter von siebenundzwanzig Jahren, kurz nachdem Zwingli in der Schlacht bei Kappel gefallen war, wurde Bullinger zu dessen **Nachfolger** gewählt. Bis zu seinem Tod im Jahr 1575 war er nun Pfarrer am Grossmünster und entfaltete gleichzeitig seine europaweite Tätigkeit. Er verzichtete zwar auf grössere Reisen ins Ausland, schrieb aber eine grosse Menge von Briefen an einflussreiche Persönlichkeiten in Deutschland, England, Rumänien, etc., etc., was Dr. Wälchli auf einer Landkarte anschaulich vor Augen führte.

Bullinger predigte ursprünglich sechsmal in der Woche, nicht nur im Grossmünster, sondern auch im Fraumünster und in der St. Peterskirche, später noch dreimal.

Ausser seiner riesengrossen Korrespondenz musste er auch noch Protokolle von Synoden und ähnlichen Veranstaltungen verfassen. Weil damals die **Verzahnung von Kirche und Staat** noch sehr stark war, bekam er auch damit viel zu tun. Ausserdem war er Schriftsteller, verfasste Kommentare, Predigten, Ratschläge, Tagebücher und notierte Ergebnisse von Diskussionen.

Trotz all dem fand er Zeit, um **Vertriebene** zu vermitteln. Schliesslich musste er auch noch den Tod seiner Frau, die ihm drei Töchter geschenkt hatte, erdulden. Die **Pest** überlebte er glücklicherweise.

Von meinem Auto und von meinem rechten Auge.

Das Jahresende 2004 war schon in Sichtweite, der Jahresend-Rundbrief bereits abgefasst, vervielfältigt und für Verwandte und Bekannte eingepackt. Mein praktisches und sehr angenehmes Auto, den schwedischen „**Volvo**“, musste ich vorführungsbereit machen lassen und im Strassenverkehrsamt Regensdorf vorführen. Es war bis auf drei unwesentliche Kleinigkeiten alles in bester Ordnung.

Der Beamte ersuchte mich, die zwei kleinen Roststellen behandeln zu lassen und das leicht an einer Ecke beschädigte rote Glas des linken Schlusslichts ersetzen zu lassen. Er sagte, er vertraue mir, und ich müsse das Auto nicht ein zweites Mal vorführen. Die Rechnung der Garage fürs Vorführungsbereitmachen und für die Behebung der drei kleinen Schäden lautete auf genau Fr. 999.90.

Genau zur gleichen Zeit bemerkte ich, dass ich beim Lesen kleingedruckter Texte meine Lupe etwas häufiger verwenden musste als früher. Seit fünfzehn oder sogar seit zwanzig Jahren war nicht mehr beim **Augenarzt**. Der weltberühmte Augen-Spezialist **David Pestalozzi** war als Student vor vielen Jahren Mitglied des Volkstanzkreises Zürich und ich besuchte ihn als Maria Klenk (1918 - 1990) noch lebte zum letzten Mal in seiner **Praxis in Olten**. Ich war also vor 1990 letztmals beim Augenarzt.

Anita und David Pestalozzi wohnten in **Trimbach** bei Olten und leiteten dort auch ihren Volkstanzkreis. David hielt in aller Welt Vorträge über die neuesten Entdeckungen und Errungenschaften in seinem Beruf und war auch Kunstmaler. Leider starb er vor Jahren, so dass ich ihn nicht mehr aufsuchen konnte.

Ich fragte daher den von David empfohlenen Optiker **Urs Graf**, Dietikon, ob in unserer Stadt eine Augenarztpraxis existiere. Eine Frau Dr. Giger (Tel. 01 741 06 07) wurde mir genannt, allerdings mit der Bemerkung, bei ihr bekomme ich erst nach Monaten einen Termin. In Urdorf, unmittelbar neben dem Limmattalspital, befindet sich eine grössere Praxis mit mehreren Augenärzten, dort sei mehr Aussicht, bald vorsprechen zu können. Mit der Telefonnummer 01 733 70 20 erreiche ich dort Dr. Meier oder **Dr. Nicola Linsel**. Doch ach, als ich mich im Oktober in Urdorf meldete, konnte mir das Bürofräulein der grossen Augenarztpraxis auch nur einen Termin im Dezember, also nach Monaten, reservieren.

Ältere Automobilisten - zu denen gehöre ich ja - müssen sich alle zwei Jahre vom Hausarzt untersuchen lassen. Die Gesundheit ganz allgemein, die Geschwindigkeit der Reaktion, das Gehör, die Grösse des Gesichtsfelds und die Sehkraft werden geprüft. Mit **Hausarzt Dr. med. Konrad Grimm**, der auch Maria bis zuletzt betreute, und der Söhne im gleichen Alter hat wie ich, kann ich mich während er meinen Blutdruck misst und seine vorgeschriebenen Untersuchungen vornimmt stets sehr gut unterhalten.

Ausgerechnet in der Zeit der Autovorführung und der Suche nach einem Augenarzt kam auch noch diese hausärztliche Untersuchung auf mich zu. Dr. Grimm fand, meine Sehkraft sei zwar an der Grenze, doch mein allgemeiner Gesundheitszustand sei so ausgezeichnet gut, dass ich schon noch zwei Jahre lang mit dem Auto fahren könne.

Weil die Rede von den Augen war, erzählte ich Dr. Grimm, ich sei, weil ich schon sehr lange keinen Augenarzt mehr aufgesucht hätte, bereits auf Ende Jahr bei Dr. Linsel angemeldet. Dr. Grimm sagte: „Wenn ich Sie anmelde, bekommen ich für Sie sofort einen Termin“, und in der Tat, Grimm telefonierte, und schon am übernächsten Tag konnte ich mich in Urdorf melden.

Dort wurde mir nach einigen Untersuchungen schonend beigebracht, so wie der **Zustand meiner Augen** heute sei, erlaube mir das Zürcher Strassenverkehrsamt das Autolenken nicht mehr, und ich sagte mir innerlich schon an Ort und Stelle: „Im Alter von bald 93 Jahren musst du ohnehin in absehbarer Zeit mit dem Autofahren aufhören. Ich fühle mich zwar im „Volvo“ sicher und fuhr bis jetzt auch unfallfrei. Wozu warten, bis ein Unfall passiert? Wozu warten bis man mich zwingt aufzuhören? Ob du ein Jahr früher oder später aufhörst, fällt nach so vielen Jahren Autopraxis auch nicht mehr ins Gewicht, fuhr ich doch mit dem Privatwagen bis hinunter ins südlichste Sizilien und weit über Stockholm hinauf nach Skandinavien etc., etc,...“.

Als ich solche Gedanken zwei, drei Tage lang gewälzt hatte, schickte ich meinen **Fahrausweis** und meinen **Fahrausweis für Amerika** am 10. Oktober 2004 dem Strassenverkehrsamt zurück. Postwendend bekam ich beide Ausweise zur Erinnerung wieder zurück. Mit kleinen beinahe unsichtbaren Löchlein war „**Freiwilliger Verzicht**“ hineingestanz.

Gleichzeitig hatten offenbar auch verschiedene Telefongespräche zwischen Augenarzt, Strassenverkehrsamt und Hausarzt stattgefunden. Ganz bedrückt telefonierte mir Herr Dr. Grimm eines Tages, als ich schon längst verzichtet hatte, er müsse mir die „**traurige Mitteilung**“ machen, dass ich nicht mehr Autofahren dürfe. Mir dies mitteilen zu müssen, fiel ihm offensichtlich sehr schwer.

Mit Augenarzt Dr. Linsel waren inzwischen folgende **Termine** vereinbart worden: 28. Oktober 2004, 09.45 Uhr: **Ausmessen der Augen**, 9. November 2004, 10.15 Uhr: Vorbereitung der Operation, die am Freitag, 12. November, stattfinden sollte. In den drei Tagen vor der Operation musste ich die Augen dreimal täglich mit **Augentropfen** behandeln, was mir zuerst grosse Mühe machte, nur unvollständig gelang es mir das erste Mal.

Für den zweiten Tropfen, mittags, wollte ich mir durch meine Nachbarin, Frau Schaeren, helfen lassen, doch sie war nicht zu Hause, also läutete ich beim übernächsten Nachbarn, bei Herrn **Hegnauer**. Er rief seine Frau herbei, die mir den Tropfen stilgerecht ins rechte Auge fallen liess und mir vorführte wie diese Prozedur korrekt allein am besten bewältigt wird.

In dieser Vorbereitungszeit musste ich auch noch zwei **ellenlange Fragebogen** ausfüllen und direkt dem Limmattalspital zustellen. Es wurde nach allen möglichen Mängeln gefragt, die ein menschlicher Körper aufweisen könnte, wie z.B. Bluthochdruck, Herzrhythmusstörungen, etc. Ich konnte 99-Mal „Nein“ ankreuzen, nur bei der Frage, ob ich schon einmal in Spitalbehandlung gewesen sei, musste ich „Ja“ sagen und in den folgenden Fragen angeben wann und weshalb. Aus diesen Ergänzungen ging natürlich hervor, dass die Sache viel zu weit, bis auf den Aktivdienst zurückgeht, und längst bedeutungslos geworden ist.

Auch beim **Hausarzt** musste ich rechtzeitig vor der Augenoperation noch einmal vorsprechen. Die vorsichtigen Ärzte verlangten ein **Elektrokardiogramm (EKG)**, **Röntgen-** und zwei **Blutuntersuchungen** (Blut aus dem Arm und Blut aus dem Finger), sowie Angaben über meinen **Blutdruck**. Als ich Dr. Grimm fragte, wozu dies alles gut sein könnte, da sagte er:

„Wenn bei einer Augenoperation plötzlich etwas Unvorhergesehenes passiert, dann muss sofort gehandelt werden können. Bei Zahnbehandlungen ist in solchen Fällen mehr Zeit vorhanden, also weniger grosse Eile notwendig.“

In den Tagen vor der Operation konnte ich jede Tanz- und jede Musikprobe besuchen. Mit der **Ortschronik der Stadt Dietikon** jedoch geriet ich stark in Rückstand. Im Ortsmuseum wurden ausgerechnet in dieser Zeit die allerneuesten Computer (Version vom Oktober 2004) installiert. Stundenlang erklärte uns **Herr Vogt** Digitalkamera, Scanner, den neuen Drucker und vor allem den ganz flachen Bildschirm mit eingebautem Computer und allem, was der Internetanschluss erfordert.

Ich musste vor allem gewaltig staunen, als der **Computerfachmann** all die Möglichkeiten mit raschem Hin- und Herklicken erklärte. Die Farbfoto einer Schulklasse z.B. wurde auf den Scanner gelegt, und sogleich erschien das Bild gestochen scharf und vergrössert auf dem Bildschirm. Bei weiterer Vergrösserung konnten wir beliebige, einzelne Schülersgesichter handtellergross betrachten. Hinter der Schulklasse sah man zwei unschöne Strassenlampen. Ruck-zuck waren sie weg, und an ihrer Stelle konnte der waldige Hintergrund ergänzt werden. In gleicher Weise wurde auch der Lehrer zum Verschwinden gebracht, und eine Schülerin bekam eine schönere Frisur, etc., etc.

Auch hier an diesen **Erinnerungen** und Erlebnissen konnte ich zwei Monate lang nicht weiterschreiben. Herr Vogt hatte den alten Computer, den ich „privat“ bekommen sollte, mit nach Zürich genommen, denn nur er konnte ja die 50- bis 100 000 Datensätze aufs neue System übertragen und 27 beschädigte, wenn möglich, reparieren. Bevor der alte Computer schliesslich bei mir zu Hause an der Holzmatte angeschlossen werden konnte, musste ich mich den **Elektriker** kommen lassen. Die benötigte Steckdose wurde abgeändert, weil ihr noch die Erdung fehlte.

Kathrin Isler-Jud hatte vor einigen Jahren dafür gesorgt, dass ich als einziges Mitglied des Tanzkreises einen Ausweis bekam, der mir montags von 19 Uhr 30 bis 22 Uhr 30 das Parkieren im oberen Garten des Hirschengrabenschulhauses Zürich erlaubte. Mit dieser Parkierungsbewilligung marschierte ich nun hinunter zur Limmat, wo Kathrin an der Buchsackerstrasse wohnt. Ihr vererbte ich die praktische Parkkarte. Kathrin als Vorstandsmitglied und Adressenverwalterin ist froh, ihr Auto nahe beim Probenlokal abstellen zu können, besonders wenn Material transportiert werden muss.

Da ich in meinem hohen Alter ohnehin gelegentlich das **Autofahren** aufgeben müsste, fiel mir dieser Schritt gar nicht besonders schwer. Wenn dann im Sommer 2005 meine beiden Augen operiert und wieder normalsichtig wären, könnte ich versuchen, erneut die **Fahrprüfung** zu bestehen. Doch ich erfuhr, dass man stets Wege findet, um Personen in meinem Alter durchfallen zu lassen. Diese „Schmach“ möchte ich mir ersparen.

Vor der Operation meines rechten Auges erlebte ich wahrhaftig eine äusserst **hektische Zeit**. Ende Oktober 2004 schloss Enkel **Joachim** Klenk an der Universität Bern die letzte seiner vielen Prüfungen erfolgreich ab. Er ist nun fertig ausgebildeter Arzt. Mit seinem Bruder Joel kam er am Sonntag, 24. Oktober, um die Mittagszeit, zu mir nach Dietikon. Schon am Samstag vorher hatte ich für genügend Verpflegung gesorgt, musste ich doch den beiden jungen Leuten ein Mittag- und ein Abendessen servieren.

Da Joachim alle Prüfungen gut bestanden hatte, und da meine andern Enkelinnen und Enkel momentan kein eigenes Auto benötigen, schenkte ich ihm den von mir nicht mehr benützten „Volvo“, mit dem die beiden Jungen natürlich eine **Probefahrt** unternahmen und begeistert zurückkehrten.

Nach all seinen durchgemachten Strapazen verbringt Joachim die Zeit bis Ende Dezember 2004 in Neuseeland.

Er wird das Auto erst im Januar 2005 in meinem Garten abholen. Im Zusammenhang mit meiner „noblen“ (niedrigen) **Autonummer** wurden viele Briefe und Telefonate notwendig. Den nun fälligen vom Zürcher Strassenverkehrsamt fürs Jahr 2005 geforderten Geldbetrag bezahle ich natürlich nicht, denn Joachim bekommt ja im neuen Jahr eine Bernernummer.

Bevor mein rechtes Auge operiert werden konnte, passierte noch manches. Meine **allerletzte Autofahrt** führte „verbotenerweise“ nach **Weiningen**. Ich brachte der Familie Niggli mit dem „Volvo“ einen grossen Sack voll Quitten aus meinem Garten. Mein Fahrausweis war zwar bereits mit der Post unterwegs zum Strassenverkehrsamt. Wenn ich von der Polizei angehalten worden wäre, hätte ich erklären müssen, ich dürfe noch fahren, aber mein Ausweis sei unterwegs zur freiwilligen Anullierung.

Nach dieser letzten Fahrt fuhr ich keinen Meter mehr mit dem Auto. Mein zügiger **Marsch** zum Bahnhof oder zur Busstation ist ja gesund. Das Busfahren zwischen Dietikon und dem Spital erlernte ich am 28. Oktober 2004. In der Augenarztpraxis wurden meine **Pupillen** erweitert und meine Augen ausgemessen. Normaler **Augendruck** konnte glücklicherweise festgestellt werden. Anschliessend sah ich vier Stunden lang alles wie durch zarten Nebel.

Am 2. November 2004 fand ohne vorhergehendes Morgenessen eine **letzte Untersuchung** beim Hausarzt statt (Kardiogramm, Röntgenaufnahmen, Blutdruck und Blutuntersuchungen mit Blut aus dem Arm und aus dem Finger). Diese Feststellungen wurden vom Hausarzt direkt dem Limmattalspital in Urdorf - genauer Schlieren - gemeldet.

Am Donnerstag, 4. November, war ich morgens um sieben Uhr bereits wieder an der Arbeit im **Ortsmuseum** und nach zehn Uhr beim Kopieren im **Zentralschulhaus**. Anschliessend musste ich mich beim Einkaufen und Kochen beeilen, weil von 14 bis 16 Uhr eine **zusätzliche Orchesterprobe** im Margeläckerschulhaus Wettingen stattfand. Dort erklärte ich der Präsidentin, dass ich am geplanten 20-Jahr-Jubiläum des Orchesters mit Festessen leider nicht teilnehmen könne.

Nach dieser Extraprobe marschierte ich vom Bahnhof Dietikon direkt zum **Restaurant „Heimat“**, wo der monatliche „Stamm“ der pensionierten Lehrkräfte Dietikons stattfand. Nach einem ganz kleinen Nachtessen reiste ich an diesem „Grosskampftag“ auch noch nach Zürich zum **Ball-Vorbereitungskurs**.

Ein aussergewöhnlich schönes und erlebnisreiches **Fest** durfte ich am Samstag, den 6. November 2004 erleben. Vormittags fand die seit vielen Monaten angekündigte Preisverleihung der „**Stiftung für abendländische Besinnung**“ (STAB) statt und nachmittags durfte ich einen seltenen Besuch empfangen.

Wer Mitglied dieser politisch und konfessionell neutralen Stiftung ist, bekommt ein oder zweimal im Jahr einen interessanten Rundbrief und wird jedes Jahr zur festlichen Preisverleihung eingeladen, die in der Regel im „**Zunfthaus zur Meise**“ stattfindet. Ein Mitglieder- oder Jahresbeitrag existiert nicht, und wer zur Preisverleihung kommt, erhält die Laudatio und die Reden der Preisträger einige Wochen nach der Veranstaltung in gedruckter Form.

Dieses Jahr waren bei der STAB so viele Anmeldungen eingetroffen, dass die festliche Preisverleihung in die **St. Peterskirche** verlegt werden musste. Vor der Begrüssung des riesengrossen Publikums, durch **Robert Nef**, den Präsidenten des Stiftungsrates, spielte **Piotr Nikiforoff** das Presto aus der 1. Sonate für Violine solo in g-moll von J.S.Bach, und nach der Begrüssung folgte, wieder mehr oder weniger auswendig vom gleichen Geiger vorgetragen, J. Brahms / R. Ricci: Kontrapunkt vom Presto der 1. Sonate für Violine solo von J.S. Bach.

Einladung

Reiner Kunze

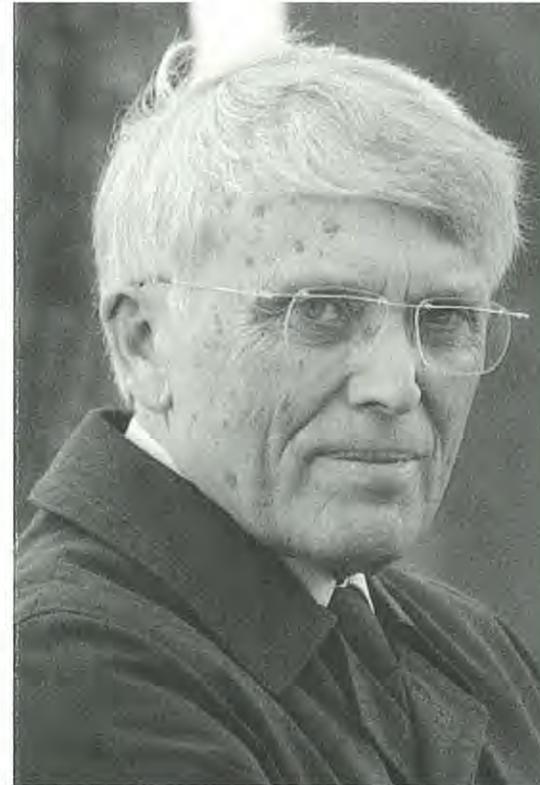
Ist 1933 in Oelsnitz/Erzgebirge geboren als Sohn eines Bergarbeiters. Von 1951–55 studierte er Philosophie und Journalistik an der Universität Leipzig und war dort von 1955–59 wissenschaftlicher Assistent mit Lehrauftrag. Aus politischen Gründen musste er die Universitätslaufbahn abbrechen und als Hilfsschlosser arbeiten. Seit 1962 ist er freiberuflicher Schriftsteller. Nach jahrelanger Verfolgung durch den Staatssicherheitsdienst konnte er 1977 mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland übersiedeln und lebt nun bei Passau. Er ist Gastdozent an den Universitäten München und Würzburg und Mitglied mehrerer Akademien. Er erhielt zahlreiche in- und ausländische Literaturpreise und Auszeichnungen, u.a. den Georg-Büchner-Preis, das Grosse Bundesverdienstkreuz, den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft sowie den Übersetzerpreis des Tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes. Seine Bücher wurden in dreissig Sprachen übersetzt. Neben vielen weiteren Titeln erschienen 2001 «Die Aura der Wörter» und 2003 «Deutsch. Eine Sprache wird beschädigt».

Klaus Bartels

Ist 1936 in Hannover geboren, seit 1963 lebt er in Kilchberg bei Zürich und ist seit 1964 verheiratet mit Annette Bartels-Schlüer. Von 1956–61 studierte er Klassische Philologie und Philosophie in Tübingen, München und London. 1963 folgte die Promotion und von 1963–72 die Verlagstätigkeit bei Artemis. Er war Redaktor des «Lexikons der Alten Welt» und Herausgeber der Reihe «Lebendige Antike». 1966/67 war er Junior Fellow des «Center for Hellenic Studies» der Harvard University und von 1972–97 vollamtlicher Lehrer an der Zürcher Kantonsschule. Seit den späten 60er Jahren entwickelte sich eine vielfältige publizistische Tätigkeit mit zahlreichen Rundfunkbeiträgen und mehr als einer Tausendschaft Zeitungskolumnen: seit 1972 «Streiflichter aus der Antike» in der NZZ (jüngste Sammlung: «Internet à la Cicero», 2004) seit 1982 «Wortgeschichten» in der Stuttgarter Zeitung (jüngste Sammlung: «Trüffelschweine im Kartoffelacker», 2003). Zum Millennium: «Roms sprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden» (2000, 3. Auflage 2004).

Michael Klett

Ist 1938 geboren in einer Unternehmer- und Verlegerfamilie. Nach Abitur und Militärdienst absolvierte er eine Verlagslehre in Stuttgart, verschränkt mit der Ausbildung zum Schauspieler. Von 1962–64 studierte er Philosophie und Germanistik. 1964 brach er sein Studium und die Theaterkarriere ab, um die verlegerische Ausbildung in London, New York und Chicago fortzusetzen. Ende 1965 trat er ins väterliche Unternehmen ein, wo er 1973 Mitglied der Geschäftsleitung der Fa. Ernst Klett Verlag und Druckerei wurde. 1976 übernahm er sämtliche verlegerische Funktionen von Ernst Klett und der J.G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger und gründete den Verlag Klett-Cotta, der sich rasch zu einem renommierten wissenschaftlichen, literarischen und Sachbuchverlag entwickelte. Er ist Mitglied und zum Teil Vorsitzender zahlreicher Fachverbände, Dr. h.c. der Philosophischen Fakultät II der Universität Würzburg und a.o. Professor der Universität St. Kliment Ohridski Sofia. Aus seiner Feder stammen zahlreiche Publikationen in der Tages- und Fachpresse sowie Reden und Aufsätze zu wirtschaftlichen und kulturellen Fragen.



Reiner Kunze



Klaus Bartels

Die
Stiftung für Abendländische Besinnung
Zürich

verleiht ihren

Jahrespreis 2004

an

Reiner Kunze

Dichter und Verfasser der Denkschrift «Die Aura der Wörter»
sowie Mitverfasser des Buches «Deutsch. Eine Sprache wird beschädigt»
Obernzell-Erlau/Deutschland

und

Klaus Bartels

Philologe und Autor
der «Streiflichter aus der Antike» und der «Wortgeschichten»
Kilchberg ZH

Samstag, 6. November 2004, 10.00 Uhr
im Zunfthaus zur Meisen
Münsterhof 20, 8001 Zürich

Im Namen des Stiftungsrates:
Robert Nef, Präsident

Programm

J. S. Bach

Presto aus der 1. Sonate für Violine solo
in g-moll

Begrüssung

durch den Präsidenten des Stiftungsrates,
Robert Nef

J. Brahms/R. Ricci:

Kontrapunkt vom Presto der 1. Sonate
für Violine solo von J. S. Bach

Laudatio

Dr. h.c. Michael Klett

Preisübergabe

durch Robert Nef

Bach/Brahms/Ricci:

Presto für 2 Violinen aus der 1. Sonate
für Violine solo von J. S. Bach

Kurzansprachen

der beiden Preisträger

Dr. h.c. Reiner Kunze

S. Prokofjew: Aus der Sonate für 2 Violinen:
3. Satz, Commodo

Prof. Dr. phil. Klaus Bartels

J. Nielsen: 10 Walzer für 2 Violinen

Es spielen

Piotr Nikiforoff, Violine
Georges-Emmanuel Schneider, Violine

Schluss der Feier ca. 12.00 Uhr
Anschliessend Aperitif und Mittagessen

Als ich diese virtuose, sehr schnell gespielte Musik hörte, fragte ich mich, was das wohl sein könnte, der „**Kontrapunkt**“ von einer **Violinmelodie**. Auch hatte ich das Gefühl, der Künstler spiele nochmals das genau gleiche Stück. Nach der nächsten Orchesterprobe in Zürich-Albisrieden bat ich unsern Dirigenten **Hansjörg Weltin** um Auskunft. Auch er stutzte zuerst. Erst als ich im Zusammenhang mit dem Musikstück noch Brahms erwähnte, ging ihm offenbar ein Licht auf. Er erinnerte sich an „Experimente“ mit Stücken von Bach, an Ober- und Gegenstimmen, die Brahms dazu komponierte. Eine Woche später, d.h. in der übernächsten Orchesterprobe, zeigte mir Weltin in dicken Büchern die Noten Bachs und die dazugehörenden von Brahms. An der Stelle wo bei Bach ein Lauf von Musiknoten aufwärts führt, bringt Brahms einen passenden Lauf abwärts etc., etc.

Nun aber zurück in die St. Peterskirche, in der dieses Jahr **Rainer Kunze** und **Klaus Bartels** ihre Preise entgegennehmen durften. Die Laudatio hielt **Dr.h.c. Michael Klett** vom Klett-Verlag in Zug und anschliessend meldeten sich die beiden Preisträger zu „Kurzanisprachen“, die aber recht lang und ausführlich waren.

Reiner Kunze, wohnhaft in Oberzell-Erlau / Deutschland, ist Dichter und Verfasser der Denkschrift „Die Aura der Wörter“ (2001), sowie Mitverfasser des Buches „Deutsch. Eine Sprache wird beschädigt“ (2003). Er zeigte auf, wie die „neue Rechtschreibung“ weiter verbessert und teilweise rückgängig gemacht werden sollte. 1977 konnte er nach langer Verfolgung aus dem Osten mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland übersiedeln und lebt nun bei Passau. Er ist als Inhaber zahlreicher Preise, Auszeichnungen und Orden Gastdozent an den Universitäten München und Würzburg, sowie Mitglied mehrerer Akademien.

Klaus Bartels, wohnhaft in Kilchberg ZH, ist Philologe und Autor der „Streiflichter aus der Antike“ und der „Wortgeschichten“. Er studierte in Tübingen, München und London. Nach seiner Promotion, von 1963 bis 72 leitete er den Artemis-Verlag. Er war Redaktor des „Lexikons der alten Welt“ und Herausgeber der Reihe „Lebendige Antike“. Bartels wirkte an der Harvard University und war von 1972-97 vollamtlicher Lehrer an der Zürcher Kantonsschule. Er entwickelte eine vielfältige publizistische Tätigkeit mit Rundfunkbeiträgen und Zeitungskolumnen.

Zum Abschluss der feierlichen Preisverleihung spielte **Piotr Nikiforoff** zusammen mit dem Violinisten **Georges-Emmanuel Schneider** von S. Prokofjew aus der Sonate für zwei Violinen den 3. Satz und von J. Nielsen 10 Walzer.

Mit all den bekannten und unbekanntenen Persönlichkeiten, die sich zum Mittagessen angemeldet hatten, wanderte ich nun zum „Zunftaus zur Meise“. Seit vielen Jahren bin ich pünktlich bei diesen Preisübergaben dabei, nie aber beim Essen.

Mich interessierte in der „Meise“ vor allem der lange Tisch mit den vielen bisherigen **STAB-Publikationen**. Die meisten stehen dem Publikum **gratis** zur Verfügung. Ich nehme jeweils eines oder zwei der Büchlein mit - meist sind es Reden aus früheren Preisverleihungen - „anstandshalber“ bezahle ich einige Tage später der STAB zehn oder zwanzig Franken.

Ich kann mir gut vorstellen, dass einzelne wohlhabende STAB-Mitglieder aus Wirtschaft und Politik Millionenbeträge spenden, so dass jedes Jahr die Förderpreise - **50 bis 100'000 Franken** - verschenkt werden können. Ausgezeichnet werden „zukunftsweisende“ Institutionen und Persönlichkeiten aus der Wissenschaft und aus der Kultur, einmal waren es zwei Musiker, einmal war es die Vogelwarte Sempach, etc., etc. und jedesmal war die Preisverleihung mit schöner Musik verbunden. Der Blick ins **Publikum** zeigt, dass stets wohlbekanntene Persönlichkeiten und Politiker aller Art anwesend sind.

Am 9. November 2004 bekam ich in der Praxis beim Limmattalspital von Augenarzt **Dr. med. Nicola Lansel** während der „präop. Kontrolle“ genaue „Informationen und Empfehlungen zu einem ambulanten Augeneingriff“, und auf einem speziellen Formular musste ich unterschreiben, dass ich den Ablauf der Operation, sowie deren Risiken vollumfänglich verstanden habe.

An einem faustgrossen **Augenmodell** wurde mir geklärt, die alte Linse werde bei einer Routineoperation herausgenommen und durch eine neue ersetzt, was in gut 90% der Fälle gut gelinge. Allfällige „**Komplikationen**“ könnten in der Regel durch eine zweite Operation behoben werden.

In den drei Tagen vor der eigentlichen Operation musste ich morgens, mittags und abends je einen Tropfen **TobraDex** ins rechte Auge fallen lassen, wie ich das von Hegnauers, meinen Nachbarsleuten, gelernt hatte.

Da Sohn Ueli mit Brigitte auf der kanarischen Insel Fuerte Ventura in den Ferien weilte, setzte ich mich mit Mirjam und Sohn Karl in Verbindung. In Übereinstimmung mit dem Augenarzt wurde alsdann beschlossen, zuerst mein rechtes Auge am **Freitag, den 12. November 2004** zu operieren. Anschliessend würde ich eine Nacht im Limmattalspital verbringen. Da Miriam bei ihrer Organistentätigkeit das Steffisburger Auto benötigte, versprach Karl, an seinem schulfreien Samstagmorgen mit dem Zug nach Dietikon zu reisen und mich nach der Augenkontrolle in der Praxis der Urdorfer Augenärzte mit „meinem“ Volvo, der ja noch bis Januar 2005 in meinem Garten steht, abzuholen. Als Treffpunkt wurde die Eingangshalle des Limmattalspitals vereinbart.

Karl würde auf Sonntag, den 14. November, bei mir in Dietikon übernachten und erst am Sonntagabend wieder zurück nach Steffisburg reisen. Ich musste daher vor der Operation noch allerlei **Lebensmittel** einkaufen. Dies wäre allerdings nicht nötig gewesen, denn Karl brachte fertige Suppe, viel zu viele Ravioli, Linsen und Kuchen mit.

Auch die **Senioren-Volkstanzprobe** vom Montag, 15. November, musste schon eine gute Woche vor der Operation organisiert werden. Eine der Tänzerinnen übernahm Kabel, Spielabzeichen und Schrankschlüssel vom AGZ, so dass meine Hilfsleiterin **Barbara Christen** von Maur, Zürich, zum ersten Mal ganz allein die Probe leiten konnte. Auch diese Vorbereitung wäre nicht nötig gewesen, denn am Montag nach der Operation ging es mir bereits wieder so gut, dass ich die Stunde ganz allein hätte gestalten können. Doch das wusste natürlich niemand zum voraus.

Am **Donnerstagabend** vor der Operation reiste ich noch nach Zürich zum Ball-Vorbereitungskurs. Dort tanzte ich diesmal allerdings nur bis zur Pause nach 21 Uhr, musste ich mich doch am folgenden Morgen schon früh, um 07 Uhr 15, zur Operation im Spitaleingang bei der Receptoin anmelden.

Nun galt es ernst. Der Herr am Schalter begrüsst mich freundlich mit meinem Namen. Man hatte mich offensichtlich erwartet, und er schickte mich zur „Tageschirurgie“ in den ersten Stock. Auch dort empfing mich die Krankenschwester sehr freundlich, und auch hier musste ich mich nicht erst vorstellen.

Alle meine **Kleider** musste ich ausziehen und in zwei grosse Säcke verteilen. Die Schuhe wurden extra verpackt. Meine Mappe mit der Brille, dem Lesestoff (Michel de Montaigne), mit dem Portemonnaie, den Ausweisen, und der Armbanduhr wurde separat verpackt, auch die kleine Zahnprothese wurde mir abgenommen und in einem blauen, würfelförmigen Plastikbehälter zu meinen übrigen Siebensachen gelegt.

Bevor rein nichts mehr an mir entfernt werden konnte, hatte ich angenehm vorgewärmte Spital-Unterhosen und ein sehr langes, hinten offenes **Spitalhemd** bekommen. Als eine Krankenschwester meine Sachen abtransportierte, wurde mir erklärt, alles werde nun ins Zimmer 803, also in den achten Stock, hinauf gebracht.

- Der Spitalaustritt erfolgt in Absprache mit den behandelnden Ärzten. Normalerweise ist der Zeitpunkt des Austrittes zwei bis sechs Stunden nach Beendigung des Eingriffes. Lassen Sie sich von einer erwachsenen Person nach Hause fahren. Bei der Entlassung erhalten Sie Schmerzmittel für die ersten Tage.
- Bis 24 Stunden nach einem operativen Eingriff dürfen Sie kein Motorfahrzeug oder Fahrrad lenken und keine Maschinen betätigen. Wir empfehlen Ihnen, in dieser Zeitspanne keine wichtigen Entscheide zu treffen und keine Verträge zu unterschreiben.
- Wenn Sie nach dem Durchlesen dieser Informationen noch Fragen haben, rufen Sie bitte unser Sekretariat Telefon 01/ 733 22 08 an.

Für Probleme nach der Entlassung stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung

- Bei Fragen betreffend Allgemeinbefinden, Kopfschmerzen und Schmerzmedikamente setzen Sie sich mit Ihrem Augenarzt oder bei dessen Abwesenheit mit unseren Anästhesisten in Verbindung:

Tel. 01/733 11 11 Anästhesie Tagesarzt verlangen

Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Aufenthalt und eine baldige Genesung.

Informationen und Empfehlungen zu einem ambulanten Augeneingriff:

Allgemeines:

Sie haben sich entschieden, Ihren bevorstehenden Eingriff in unserer Abteilung für Tageschirurgie durchführen zu lassen. Wir danken Ihnen für Ihr Vertrauen und werden alles daran setzen, dass Sie sich bei uns wohl fühlen. Um Ihren Aufenthalt im Spital möglichst angenehm zu gestalten, geben wir folgende Informationen und Empfehlungen ab:

- Für den Eingriff sollten Sie sich den ganzen Tag reservieren. Die genaue Eintrittszeit am Operationstag erfahren Sie von Ihrem Augenarzt bei der Voruntersuchung.
- Tragen Sie zu Ihrem Wohlbefinden bequeme Kleidung und bringen Sie Ihre Hausschuhe mit. Bitte lassen Sie Ihren Schmuck und grössere Geldbeträge Zuhause.
- Benützen Sie die öffentlichen Verkehrsmittel oder lassen Sie sich ins Spital fahren.
- Sollten Sie verhindert sein, benachrichtigen Sie bitte frühzeitig unser Sekretariat
Tel: 01 733 22 08.
- Bitte melden Sie sich am Operationstag zur vereinbarten Zeit beim Empfang.
- Wenn Sie in ärztlicher Behandlung sind und regelmässig Medikamente einnehmen, bringen Sie bitte alle Medikamente ins Spital mit. Schlucken Sie die Medikamente gemäss den Anweisungen Ihres behandelnden Arztes auch am Operationsmorgen mit wenig Wasser.
- Falls mit Ihren behandelnden Ärzten nichts anderes besprochen worden ist, dürfen Sie ein kleines Frühstück zu sich nehmen.
- Um Infektionen zu vermeiden werden selbst kleine Eingriffe im Operationssaal durchgeführt. Für die Operation erhalten Sie Spitalhemd, OP-Hut und Mundschutz.

Dr. med. N. Lansel
Praxisgemeinschaft für Augenheilkunde
Spitalstrasse 31, 8952 Schlieren
Telefon: 01/733'70'20

Patienteninformation zur Kataraktoperation

Bei Ihnen ist eine Kataraktoperation (Operation des grauen Stars = trübe Linse) geplant. Dieser Eingriff wird in aller Regel ambulant in Lokalanästhesie durchgeführt.

Obwohl neun von zehn Eingriffe problemlos verlaufen, besteht wie bei jeder Operation die Gefahr bestimmter Komplikationen. Dabei handelt es sich namentlich um Infektionen, Blutungen, Defekte des Halteapparates der Linse und Netzhautablösungen. In solchen Fällen kann nicht immer eine neue Kunstlinse eingesetzt werden und es ist allenfalls ein Zweit-eingriff erforderlich. Die meisten Komplikationen sind korrigierbar und der Patient kann nach der Operation mit einer Sehverbesserung im Vergleich zu vorher rechnen. Nur sehr selten kommt es infolge obgenannter Komplikationen zu einer massiven Seheinbusse.

Der Ablauf der Operation sowie deren Risiken wurden mir von Dr. med. N. Lansel in Anwesenheit von *mir!* erklärt und ich habe diese vollumfänglich verstanden. Allfällige Fragen wurden mir beantwortet.

Ort, Datum: *Schlieren, 9. Nov. 2004*

Unterschrift: *K. Keenk*

Auf einem fahrbaren Bett bekam ich noch angenehm vorgewärmte, wollene Stulpen-Röhren, die mir ein Pfleger über die Unterschenkel zog. Auch bedeckte er mich mit mehreren vorgewärmten, blau-grünen Woldecken. Während mir eine Pflegeperson ein angenehmes Kissen unter den Kopf schob, tröpfelte mir bereits eine andere einen kühlen Tropfen ins rechte Auge. Von nun an waren immer drei, vier oder fünf Personen um mich besorgt. Sie erklärten mir laufend, was alles gemacht wurde und erkundigten sich auch immer wieder nach meinem Empfinden.

In eine **Vene auf dem Handrücken** meiner linken Hand wurde eine Leitung eingepflanzt, durch die mir, unter Umgehung des Magens, innert kurzer Zeit ein halber Liter stark verdünntes Salzwasser ins Blut geleitet wurde. Der Ständer mit dem aufgehängten Wasserbeutel begleitete mich die ganze Nacht und bis kurz vor meiner Entlassung aus dem Spital. Wo ich auch hinging, immer musste ich den Ständer mitnehmen.

Bevor ich in einen nächsten Raum geschoben werden konnte, durften wir noch ein Weilchen **warten und plaudern**, denn vor mir war eine Frau in Vollnarkose operiert worden und immer noch nicht aufgewacht. Ich fragte, wie viele Augenoperationen täglich ausgeführt würden und erfuhr, das sei unterschiedlich. In der Regel seien es sechs, manchmal aber auch acht oder noch mehr, heute jedoch seien es viel weniger, wahrscheinlich nur vier, daher könne man sich etwas mehr Zeit lassen.

Als die erwähnte Frau endlich aufgewacht und abtransportiert war, musste ich aufs **Operationsbett** umsteigen. Dabei half mir der Pfleger. Da ich nur 56 Kilo schwer bin, konnte er mich mehr oder weniger allein von einem Bett ins andere hinüber befördern. Auch alle Decken wurden umgeladen. Auf einem neuen, speziell harten Kopfkissen wurde mein Kopf mit mehreren Klebebändern quer über meine Stirne fest fixiert.

Wie auf einer Geisterbahn rollte ich in den nächsten Raum, wo ich an **mehrere Maschinen** angeschlossen wurde. Von bestimmten Stellen meines Körpers aus führten nun mehrere Leitungen zur Apparatur, die ununterbrochenes mein Elektrokardiogramm erstellte, sowie beständig am rechten Oberarm meinen Blutdruck registrierte. Von nun an bis zum Ende der Operation wurde mein Arm automatisch jede Minute einmal zusammengedrückt; laut und regelmässig hörte man mein Herz schlagen.

Auf einem grossen **Bildschirm** konnte ich die regelmässig vorbeiziehende Kurve verfolgen, welche die Herzstätigkeit abbildet. Bevor ich mit allen Apparaturen in den eigentlichen **Operationsraum** geschoben wurde, bekam ich wenig unterhalb des rechten Auges eine Einspritzung, die ums Auge herum sanft und sorgfältig einmassiert wurde, und die eine **Lokalanästhesie** bewirkte.

Im Operationsraum wurden die allerletzten Vorbereitungen getroffen. Riesige Lampen beleuchteten mich, eine **Sauerstoffleitung** wurde auf meine Brust gelegt, mein Kopf mit einer grossen, blauen Plastikfolie zugedeckt, die für die Operation nur ein kleines rechteckiges Loch, etwa fünf auf sieben Zentimeter, frei lässt. Man sagte mir, ich könne unter der blauen Decke nicht ersticken, die mir zugeführte Sauerstoffluft sei besser als die bei mir zu Hause, besser sogar als die herrliche Luft während einer schönen Bergwanderung.

Während der Augenarzt nun operierte, hielt ein anderer Arzt **die blaue Decke** an meiner Nasenwurzel gut angespannt fest. Von Zeit zu Zeit spürte ich, wie Tropfen einer kühlen Flüssigkeit aus dem Auge über meine rechte Wange hinunterrollten. Mehrmals sagte der operierende Arzt: „Das ist gut gegangen“, und einmal bemerkte er: „Nun sind wir bald fertig.“

Unter der blauen Plastikfolie sah ich die anwesenden Personen natürlich nicht und ebensowenig konnte ich die Herzkurve auf dem Bildschirm verfolgen.

Ich hörte nur laut die regelmässigen Schläge des Herzens und sah gleichzeitig unregelmässige **graue Flächen** mit schwarzen und weissen Rändern, die sich beständig bewegten, ihre Grösse und Form veränderten und sich wie Ölschlieren ineinanderschoben. Als ich 1979 nach der Nierensteinoperation aus der Vollnarkose erwachte, sah ich zuerst auch ähnliche eigenartige gar nicht vorhandene Gebilde. Die bestanden damals aus sich bewegenden Flächen die sehr lebhaft rot, gelb, blau und grün waren.

Die vielen Vorbereitungen in der „Tageschirurgie“ hatten etwa dreimal länger gedauert, als die eigentliche Operation, die nun **glücklich überstanden** war. Die häufigen Blutdruckmessungen hörten auf, die EKG-Verbindungen wurden abmontiert. Meinen Kopf konnte ich auf einer neuen fahrbaren Liege, auf einem richtigen Spitalbett, endlich wieder frei bewegen, denn alle Fixierungen wurden nacheinander gelöst.

Ich fragte die grün verkleideten Fachleute, ob ich vielleicht die **Linse** sehen könnte, die aus meinem Auge entfernt worden war. Der Arzt lächelte und sagte, von der sei nichts mehr vorhanden, er habe sie durch ein kleines Löchlein oben im Auge **zerstört** und in winzigen Portionen aus dem Innern des Auges entfernt. Ich staunte ganz gewaltig, als mir der „**Tausendsassa**“ erklärte, die neue, klare Linse könne neuerdings **zusammengefaltet** durch das kleine Löchlein an ihre richtige Stelle geschoben werden. Auch er sei glücklich, denn alles sei planmässig geglückt.

Bevor ich von einer weiteren blaugrün verkleideten Person in den nächsten Raum geschoben wurde, befreite sie mich noch vom Spitalhäubchen. An einer **Wanduhr** sah ich, dass es inzwischen 10 Uhr 15 geworden war. Ich befand mich nun schon genau drei Stunden im Spital. Die eigentliche Operation hatte schätzungsweise 20 Minuten gedauert.

Die Fahrt samt Infusionsflasche im neuen Bett führte um mehrere Ecken und durch lange Gänge zum Lift und hinauf ins achte Stockwerk. Im Sechspersonen-**Zimmer 803** waren vier Herren, und am Fenster dieses geräumigen Eckzimmers war ein schöner, aussichtsreicher Platz für mich noch frei. Die **Orientierung** hatte ich verloren, stellte aber bald fest, dass ich aus einem Eckzimmer Richtung Bahnhof Urdorf und Richtung Limmattal sehen konnte.

Die erste **Krankenpflegerin**, der ich in diesem Zimmer übergeben wurde, empfing mich hochofrenet, begrüsst mich und sagte: „Sie kommen mir bekannt vor. Ich kenne Sie, denn ich spielte am Volkstanzball im Jugendorchester „Crescendo“, als Sie im Kongresshaus Zürich um Mitternacht die festliche „Française“ kommandierten.“ Da entstand natürlich gleich ein nettes Gespräch über das erwähnte Orchester und über dessen Leiterin Käthi Lauber-Schmid.

Ein **Schrank** war mit meinem Namen angeschrieben und darin fand ich alle meine Sachen. Die Kleider waren nicht mehr in Plastiksäcken, sondern ordentlich an Bügeln aufgehängt, die Wäsche schön zusammengefaltet aufs Tablar gelegt. Ich nahm meine Armbanduhr aus der Mappe, konnte sie aber nicht am linken Handgelenk anbringen, weil dort der Infusionsschlauch fixiert war. Ein Herr der eben seinen Bekannten im Spital besuchte, half mir, die Uhr am rechten Handgelenk zu befestigen, was ich allein mit der linken Hand nie geschafft hätte.

Der Herr im Bett neben mir war wegen einer **Blinddarmentzündung** hier, der Herr an der Wand gegenüber hatte grosse Schmerzen, denn in einem seiner Füsse funktionierte die Blutzirkulation nicht mehr. Ich fragte ihn, ob er in seinem Beruf viel stehen müssen, was er bejahte. Innerlich aber dachte ich, ohne etwas zu sagen, der Ärmste leidet an einem typischen **Raucherbein**. Den andern Fuss hatte man ihm bereits wegamputiert.

Die Krankenschwester fragte mich, was ich mir zum Nachtsessen wünsche und was am Samstagmorgen als Frühstück. Zum kurz bevorstehenden Mittagessen konnte ich mir nichts mehr wünschen, denn dieses wurde ja bereits zubereitet. Ich trank, um die stark schmerzenden Muskelkrämpfe zu vermeiden, so viel **Brunnenwasser** als möglich, und ausserdem wurde mir ja auch noch beständig Salzwasser in die Blutbahn geleitet. Das hatte zur Folge, dass ich mich Tag und Nacht ungefähr alle neunzig Minuten mit meinem Infusionsständer auf die Wanderschaft zu einem WC begeben musste.

Mein operiertes rechtes Auge war mit einem Wattebausch und einer Glasplatte zugedeckt, und mit meinem linken versuchte ich das mitgebrachte „Limmattaler Tagblatt“ und einige Seiten der „Essais“ von Montaigne zu lesen. Doch das **Lesen** mit dem linken Auge war beschwerlich und beschränkte sich auf die grossen, fett gedruckten Überschriften. Behandelt wurden Tod und Beerdigung des Palästinenserführers Arafat.

Offenbar, bevor er sich nach Hause begab, kam **Dr. med. Nicola Lansel** bei mir im achten Stockwerk des Bettentrakts vorbei, um nachzusehen, wie es mir ergeht. Er betrachtete kurz das mit Watte und einem Glasdeckel zugeklebte rechte Auge. Als ich ihm erzählen wollte, wie ich den operierenden Arzt nach der entfernten Linse fragte, da lachte er und erwiderte, er habe mich doch operiert, und ihn hätte ich gefragt. Wegen der grünen Operationsverkleidung hatte ich ihn gar nicht erkannt.

Wenig später trat der neue **Spitalpfarrer Broghi** ins Zimmer und fragte nach mir. Irgendjemand muss ihn aufgeboten und zu mir geschickt haben. Von ihm erfuhr ich, dass er, wie **Pfarrerin Regula Schmid**, erst seit wenigen Tagen im Spital Limmattal im Einsatz ist. Wir unterhielten uns bestens, kamen im Gespräch von der Familie Schmid auf die Religion, auf die Professoren Jeckle und Stäubli, was zur „Stiftung für abendländische Besinnung“, zu „Pontius Pilatus“ und zu dessen von Jörg von Uthmann erfundenen Briefwechseln führte.

Mit vielen Unterbrüchen überstand ich die **Nacht im Spital**. Die „Mitbewohner“ in „meinem“ Zimmer 803 waren meist recht ruhig. Ihrer zwei hatten zwar im Laufe des Freitagnachmittags mehrere lebhaft Besuche bekommen, in der Nacht jedoch schliefen sie still und friedlich, keiner schnarchte, auch der Patient mit den sehr schmerzhaften Durchblutungsstörungen im Bein jammerte nicht.

Immer wieder erinnerte ich mich an meinen Spitalaufenthalt von 1979 und ans Jahr 1990, als ich Maria täglich im Spital besuchte. Mir scheint, der „**Spitalgeist**“ habe sich in der Zwischenzeit stark zum Besseren verändert. Alle, die heute im Spital arbeiten, kamen mir viel „persönlicher“, d.h. „menschlicher“ vor. Sie zeigten mehr Anteilnahme, waren häufiger anwesend, kümmerten sich intensiver um die Patienten. Mitten in der Nacht wurde meine Temperatur in meinem rechten Ohr gemessen, wobei ich gar nicht recht erwachte.

Damals war zu diesem Zweck schätzungsweise um sechs Uhr morgens Tagwache und Morgentoilette. Das Personal befasste sich weniger mit den Patienten und mehr mit den Vorhängen, Fenstern, Zimmerböden, sowie mit den an den Betten aufgehängten Tabellen, die ausser dem Namen des Patienten allerlei Kurven und Zahlen zu seinem Befinden enthielten.

Heute, im Zimmer 803, gab es diese Tabellen nicht mehr. Ich konnte an den andern Betten nicht einmal die Namen der da liegenden Herren ablesen. Ganz diskret wurden mir alle ihre Daten verschwiegen. Die Krankenschwestern jedoch trugen stets die von den Ärzten benötigten Unterlagen ~~von~~ bei sich. Auch liess man uns bis um halb acht Uhr, bis kurz vor dem Frühstück, in Ruhe schlafen. Endlich, vor der Morgentoilette und dem Frühstück, wurde die Infusionseinrichtung an meiner linken Hand entfernt.

Dietikon, 14. Nov. 2004

Sehr geehrter Herr Pfarret Broghi.

Vielleicht erinnern Sie sich an unser **Spitalgespräch** von vorgestern, Freitag, 12.11.04, im Zimmer 803. Da Sie so gut zuhörten, kam ich leider ins ausführliche Erzählen, und ich hätte noch die ganze Nacht aus meinem bald 93 Jahre langen Leben berichten können.

Treten Sie doch gelegentlich der „**Stiftung für abendländische Besinnung**“ bei. Diese Organisation ist politisch und konfessionell neutral. Die Mitgliedschaft ist **gratis**, das heisst es gibt keinen Mitglieder- oder Jahresbeitrag. Wer sich angemeldet hat, erhält ein- oder zweimal im Jahr einen „**Rundbrief**“ und jedes Jahr die Einladung zur „**Preisverleihung**“.

. Diese ist jedesmal sehr schön und beeindruckend. Sie besteht aus Laudatio, Preisübergabe und Ansprachen des oder der Preisträger; zwischen den einzelnen Programmpunkten erfreut jeweils ausserordentlich schöne Musik die Gäste.

An jeder dieser „Preisverleihungen“ steht ein Tisch bereit mit **Publikationen** der Stiftung und mit den vielen noch vorrätigen Broschüren (meist Reden aus früheren „Preisverleihungen“), welche alle den interessierten Persönlichkeiten **gratis** zur Verfügung gestellt werden. Man kann gelegentlich auch das eine oder andere grössere Werk käuflich erwerben. Ich nehme jeweils ein Büchlein mit, dessen Inhalt mich besonders interessiert und sende später der Stiftung - „anstandshalber“ - zehn Franken; reiche Mitglieder spenden ganze Millionen, sonst könnte ja die Stiftung keine Förderpreise verteilen.

Die Stiftung zeichnet **Leute und Institutionen** aus, die etwas „Abendländisches“ und „in bessere Zukunft Weisendes“ leisten oder geleistet haben. Jedes Jahr werden solchen Persönlichkeiten oder Organisationen **Geldbeträge** zwischen 50 und 100 000 Franken geschenkt.

Die „Preisverleihung“ findet normalerweise im Zunfthaus „Zur Meise“ beim Fraumünster statt, ausnahmsweise aber auch einmal im Kongresshaus am See oder in der ETH. Am anschliessenden **Mittagessen** nahm ich noch nie teil. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass auch im Verlauf dieses Festessens noch Ansprachen gehalten werden, sind doch viele bekannte Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben anwesend.

STAB, die „Stiftung für abendländische Besinnung“ wurde vor (schätzungsweise) zwanzig Jahren durch **Hans Jenny**, Zollikon, ins Leben gerufen, 1994 von **Prof. Eduard Stäuble** übernommen, und seit 2002 ist **Robert Nef** deren Obmann.

Als Abschiedsgeschenk von Prof. Stäuble bekamen alle STAB-Mitglieder dessen fünfundsiebzig Seiten zählende Schrift „**Die Tragik Gottes**“ mit einem Nachwort von **Dieter Jenny**, dem Sohn von Hans Jenny.

Stäubles Gedanken über Gott studierte ich natürlich sofort und verwickelte mich anschliessend in einen Briefwechsel mit dem interessanten St. Galler Professor und Publizisten. Ich fragte ihn natürlich u.a. auch, was er von der „**Pontius Pilatus-Geschichte**“ halte. Er antwortete mir umgehend, diese Geschichte sei von **Jörg von Uthmann** völlig frei erfunden, ein geistreicher Spass, auf den auch sein guter Freund Prof. Jeckle hereingefallen sei.

Stäuble zitierte mir mehrere lustige Stellen aus von Uthmann erfundenen Briefwechseln, und ich ersuchte ihn, mir genauere Angaben über diesen Herrn Uthmann zu verschaffen, von dem ich noch nie etwas gehört hatte und über den ich auch in meinem (kleinen) Lexikon kein Wort finden konnte.

Der „Witzbold“ Jörg von Uthmann wurde 1936 in Düsseldorf geboren, arbeitete zwanzig Jahre lang im diplomatischen Dienst der Bundesrepublik Deutschland in Tel Aviv, Saigon, New York und zuletzt als Kulturattachée in Paris. 1985 wurde er Korrespondent der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ in New York. Er schrieb etwa zehn Bücher, so z.B. „Es steht ein Wirtshaus an der Lahn“ (1979), „Paris für Fortgeschrittene“ (1981), etc., etc. 1991 erlaubte er sich den Spass, einen Briefwechsel von Pontius Pilatus mit verschiedenen Leuten seiner Zeit zu erfinden. Uthmann machte dies so geschickt und gekonnt, so pseudogelehrt und geistreich, das viele Leute darauf hereinfliegen. (Ich werde all dies nächstens in einem grossen und neuen Lexikon nachprüfen, um sicher zu sein, dass es keine „geistreiche, pseudogelehrte Erfindung“ von Stäuble ist).

Die **STAB-Adresse** steht auch im Telefonbuch. Sie lautet: **Klausstrasse 48, 8008 Zürich, Tel. 01 383 24 53.**

Im Gespräch gelangten wir von der STAB zu Stäuble, von ihm zur Religion, von der Religion zur Weihnachtsmusik in der ref. Kirche Dietikons, was uns zu Martin Schmid führte, der seinerzeit trotz katastrophalem Beginn der Musik weiterspielen liess.

Als ich beim Nachtessen am letzten Freitagabend die Einladung zum Spitalgottesdienst fand, sah ich, dass neuerdings auch **Regula Schmid**, die Tochter Martin Schmid, mit Ihnen als Spitalpfarrerin beschäftigt ist. Ich lasse sie freundlich grüssen. Ich lernte sie kennen, als sie in Dietikon die Sekundarschule besuchte. Sie war damals eine grosse „Leseratte“, besuchte auch ein Wintersportlager, in dem ich den Eiskunstlauf unterrichtete.

Hier folgt noch eine **unvollständige Darstellung der Familie Schmid**, wie ich sie kennen lernte. Regula weiss natürlich viel besser Bescheid.

Theo Schmid, Regulas Grossvater, Gemeindeglieder in Zürich-Friesenberg, war auch Dichter und Komponist. Er spielte sehr gut Violine und Klavier, „lieferte“ mir in vielen Frühlings-Singwochen auf dem Kerenzerberg die zum Volkstanzen benötigte Musik, leitete in diesen musischen Wochen das Orchester und den Chor. Theo Schmid, der diese Singwochentradition in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts aus Deutschland in die Schweiz brachte, hatte drei Söhne, Martin, Nikolaus (genannt „Kläusli“) und Christian.

Martin Schmid, war zuerst Lehrer, später 100% Pfarrer und gleichzeitig 100% Kirchenmusiker, also ausserordentlich fleissig. Er heiratete Vreni, die wie ich im Seniorenorchester Baden mitwirkt. Sie spielt Bratsche, ich Violine. Martin Schmid rief das untergegangene Orchester Dietikons wieder ins Leben, gründete einen Kinder- und einen Jugendchor, etc. etc.. Er starb leider sehr früh nach einem Schwimmtraining mit seinem Bruder Niklaus im Hallenbad Zürich.

Prof. Dr. Niklaus Schmid erschien nie in einer Singwoche. Er doziert die Erforschung und Bekämpfung der Wirtschaftskriminalität u.ä.

Christian Schmid, von Beruf ursprünglich Chemiker, ist heute ein begabter Musiker und Volksliedforscher. Er gibt als Nachfolger von Alfred Stern die Zeitschrift „Singt und spielt“ heraus. In Adliswil organisiert und leitet er die Aktivitäten der „Musikschür“.

Und nun zur nächsten Generation: Martin Schmid hatte mehrere Kinder, und eines davon ist **Frau Pfarrer Regula Schmid**. Sie wirkte in Zürich Albisrieden, später am See oben, in Horgen oder Thalwil, jetzt am Limmattalspital. Vielleicht ist die STAB auch ihr nicht bekannt. Geben Sie doch auch ihr diesen Brief und die Beilagen. Als „Leseratte“ hat sie vielleicht Interesse für unser Gespräch.

Von Niklaus weiss ich weiter nichts. Christian Schmid's Nachkommen jedoch sind mir bestens bekannt:

Wie die andern Schmid-Kinder dieser dritten Generation sah ich auch **Johannes-Schmid-Kunz**, den Sohn Christians, schon damals, als er noch als Säugling in der Wiege lag. Heute spielt er eine sehr grosse Rolle in der „Schweizerischen Trachtenvereinigung“, musiziert ganz vorzüglich auf der Blockflöte und auf der Violine und ist der Präsident des Volkstanzkreises Zürich, in dem er gegenwärtig den „Ball-Vorbereitungskurs“ als Tanzleiter gestaltet. Dieser Volkstanz-Ball findet seit mehr als vierzig Jahren im Kongresshaus Zürich statt mit Teilnehmern aus der ganzen Schweiz und aus dem Ausland.

Käthi Lauber-Schmid, die Tochter Christians, studierte als Violinistin Musik in Basel. Sie leitet das „Jugendorchester Crescendo“, das am oben erwähnten Volkstanzball, die Kontratänze und die Mitternachts-Française spielt. Als ich letzten Freitag im Zimmer 803 des Spitals auftauchte, begrüßte mich eine Pflegerin mit den Worten: „Sie kommen mir bekannt vor. Ich spielte vor einigen Jahren am Volkstanzball in Käthi Laubers Jugendorchester, und Sie standen in Wehntalertracht am Mikrophon.“

Nach dem Morgenessen, um halb neun Uhr, konnte ich mich endlich ankleiden und meine Sachen zusammenpacken. Die gerade anwesende Schwester half mir, die Arbanduhr vom rechten Handgelenk wieder ans linke zurück zu montieren. Ich wünschte meinen Zimmergenossen alles Gute, baldige Entlassung aus dem Spital und verabschiedete mich von ihnen, sowie vom Pflegepersonal. Ich musste mich ja um 9 Uhr 45 jenseits der Strasse in der Augenarztpraxis melden.

Während und nach dieser kurzen **Kontrolle** stellte ich dem Augenarzt vier Fragen: 1. Benötige ich nach der Ausheilung eine neue Brille? Antwort: Ja. 2. Was kostet die Kataraktoperation im Ganzen? Antwort: Rund 3000 Franken. 3. Wieviel kostet die neue Linse, die darin inbegriffen ist? Antwort: Rund 600 Franken. 4. Wann kann mein anderes, das linke Auge, operiert werden? Antwort: Frühestens in acht Wochen, also erst nächstes Jahr.

Am Komputer wurde mir für die Zeit bis zur nächsten Kontrolle am 20. Dezember 2004, 9 Uhr 30, ein **Behandlungsplan** ausgedruckt. Noch eine Woche lang, d.h. bis zum 19. 12., benötigt das operierte Auge jeden Tag drei Tropfen Tobradex und einen Tropfen Indophal, dann eine Woche lang nur noch 2 Tropfen Tobradex täglich und dann, bis zur nächsten Kontrolle nur noch einen.

Der Tag der ersten Nachkontrolle war zufällig Karls schulfreier Samstag. Trotz grosser Arbeitsbelastung hatte sich Sohn Karl bereit erklärt, von Steffisburg nach Dietikon zu kommen, um mich mit dem Auto nach Hause zu holen. Glücklicherweise hatten wir telefonisch die **Eingangshalle des Spitals** als Treffpunkt vereinbart. Es war nämlich recht kalt, und es windete und regnete. Ich fand im angenehm beheizten Eingangsbereich eine bequeme Sitzgelegenheit, von der aus ich beobachten konnte, wer hereinkam und wer das Spital verliess.

Mühsam mit einem Auge mehr oder weniger die Zeitung lesend wartete ich eine gute Stunde lang. Dann traf Karl ein und brachte mich in „meinem“ Auto nach Dietikon, wo wir gemeinsam ein angenehmes Wochenende verbrachten. Karl war mit der Bahn, **Prüfungsarbeiten** „seiner“ Gymnasiasten korrigierend, von Thun nach Dietikon gereist. Zu essen hatten wir mehr als genug. Ich hatte vor der Operation reichlich Lebensmittel für zwei Personen eingekauft und Schwiegertochter Mirjam hatte Karl reichlich Suppe, Linsen, Ravioli und Kuchen mitgegeben.

Mit kochen, aufräumen, plaudern, korrigieren und übernachten verging die Zeit nur allzu schnell. Schon am frühen Sonntagabend war ich wieder allein. Ich stellte freudig fest, dass mit dem neuen Auge und der alten Brille die Sicht schon merklich deutlicher ist, was beim Musizieren das **Notenlesen** sehr erleichtert.

Schon am folgenden Sonntagvormittag beim grossen Jubiläumskonzert „Zehn Jahre Aargauer Hospiz-Verein“ bewährte sich die **Sichtverbesserung**. Wir spielten vor riesigem Publikum im Musiksaal des Schulhauses Margeläcker in Wettingen unter der Leitung von Alfons Meier von François Joseph Gossec (1734-1829) die Ouverture in G-Dur, von Jean Baptiste Lully (1632-1687) Le Soupé du Roy (5 Sätze) von Johann Samuel Endler (1694-1762) sechs Pièces, von A.-E.-M Grétry (1741-1813) Ballettmusik aus „La rosière républicaine“ sieben Tänze und nach der Pause von Julius Fucik 1872-1916) Polka comique „Der alte Brummbär“ für Fagott und Orchester und von Josef Ivanovici (1845?-1902) den „Donauwellen-Walzer“.

Nach dieser festlichen Matinee, die von 10 Uhr 30 bis nach 12 Uhr gedauert hatte, blieben viele der Gäste plaudernd noch bis gegen zwei Uhr nachmittags beim sogenannten **Apéro**. Es wurden allerlei Getränke, vielerlei Kuchen und „Guezli“ verteilt, sowie Schriften des Vereins und Weihnachtsgeschenke verkauft. Auch ich traf mehrere Bekannte aus dem Volkstanzkreis und aus der Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon.

Die ausführliche Schilderung der Operation meines rechten Auges wäre damit abgeschlossen. In den Wochen der Vorbereitung und kurz nachher passierte aber noch mancherlei.

Hier z.B. die komplizierte **Geschichte von der teuren A-Saite**. Ganz vorn beim Wirbelkasten meiner Geige, dort wo die A-Saite (Pirastro Gold) den Sattel quert, war ihre Umwicklung seit Wochen leicht beschädigt. Ich beschloss, diese Saite, die vielleicht noch mehrere Monate bespielt werden kann, auf meiner „Dreiviertels-Hürzelergeige“ aufzuspannen, deren A-Saite nahe beim Steg gebrochen war. Für meine täglich gebrauchte ganze Violine kaufte ich eine neue A-Saite.

Die sogenannte „Hürzelergeige“ ist übrigens die schlechteste meiner noch existierenden **sieben Geigen**. Sie hat zwar einen neuen etwas zu grossen Stoffüberzug über ihrem Etui. Die alte Geige „**Nummer acht**“ von Schwager Werner Altorfer, die mit dem hässlichen Menschenkopf an der Stelle der Schnecke, wurde entsorgt, denn sie war so sehr beschädigt (Hals und Decke zersprungen), dass der Fachmann, Geigenbauer Isler, sagte, eine Reparatur lohne sich nicht.

Ich nahm mir also eines Tages Zeit, reiste nach Zürich und kaufte für **27 Franken** eine neue A-Saite. Als ich sie am folgenden Tag aufspannen wollte, musste ich feststellen, das sie unten am Knopf, dort wo häufig die Saiten abbrechen, viel dicker als früher üblich umwickelt und verstärkt ist.

Es gelang mir wohl, den **Knopf der neuen Saite** durch das Loch des Saitenhalters hinunter zu drücken. Aber es war unmöglich, ihn an die richtige Stelle nach vorn zu schieben. Die kurze Spalte im schwarzen Ebenholz war zu schmal. Da ich sie mit meinen Messern nicht erweitern konnte, telefonierte ich dem Geigenbauer nach Zürich, der mir erklärte, er besitze spezielle Werkzeuge, mit denen er in zwei Minuten das Problem lösen könne.

Ich reiste also ein zweites Mal, diesmal samt Instrument, nach Zürich. Der Geigenbauer der Firma Hug, oben im sechsten Stock, erweiterte mit seinen Spezialwerkzeugen im Nu die Spalte, spannte meine neue Saite auf und stimmte das Instrument. Als ich ihn fragte, was der „Spass“ koste, meinte er lachend, diese Reparatur sei **gratis**. Wo kommt so etwas heute noch vor? Natürlich bedankte ich mich herzlich für diese Hilfe.

Meine Abrechnung lautet aber ganz anders: A-Saite 27.- Franken. Zweimal mitten im Tag extra Dietikon-Zürich, retour, mit dem recht günstigen Zweistunden-Halbtax-Billett 5 Franken 40. Ein Sanitär-Installateur verrechnet heute für eine im Beruf verbrauchte Stunde mindestens 90 Franken. Für die beiden Reisen nach Zürich benötigte ich im Ganzen **sechs**, für den Versuch, die Saite aufzuspannen, eine Stunde. **Sieben mal 90 Franken, plus 27 Franken, plus 5 Franken 40 ergibt den hübschen Betrag von „sage und schreibe“ 842 Franken und 40 Rappen.** *2x + T. 2.*

Am Samstagvormittag, 20. November 2004, stellte **Dr. Hans Peter Trutmann** im Foyer des Stadthauses Dietikon das von ihm verfasste Neujahrsblatt vor. Die Ausgabe von 2005 befasst sich mit den aus Italien eingewanderten Familien in Dietikon. Ausser den üblichen Interessenten waren daher diese Familien in Scharen zur Vernissage des Neujahrsblatts herbeigeströmt.

Herr Trutmann forschte gründlich, erschien auch mehrmals im Ortsmuseum, vor allem um Bilder für sein 97 Seiten umfassendes Werk zu beziehen. In einer ersten Phase, zwischen 1880 und 1914, benötigte die Schweiz vor allem für die vielen Bahnbauten massenhaft billige Arbeitskräfte. Zwischen den beiden Weltkriegen kehrten nur verhältnismässig wenige Italiener wieder in die Schweiz zurück.

Erst durch die **Nachkriegskonjunktur**, nach 1945, wurden wieder viele Italiener in die Schweiz und auch nach Dietikon gelockt. Es war aber schwer, in unserer Gegend ein freies Zimmer zu finden; 1960 wohnten z.B., ich sah dies mit eigenen Augen, italienische **Saisonniers** eng gedrängt in den Hühnerställen zwischen den Bahngleisen der SBB und der Limmat.

Die Rede ist auch von „Messerstechern und Kravallanten“ in Zürich-Aussersihl und von der lärmigen und streikfreudigen „Marmorì“ in Dietikon. Die vielen, bis zu hundert italienischen Mädchen, die vor allem in der Baumwollweberei Dietikon arbeiteten, wurden von Menzinger Ordensschwwestern im extra für sie erbauten „**Mädchenheim**“ (im „Asilo italiano“) an der Annastrasse (heute Austrasse) betreut. Sie arbeiteten elf Stunden täglich, verdienten nur 55 Rappen in der Stunde, wurden aber im Heim unterrichtet und sonntags begleitet zum obligatorischen Gottesdienst geführt.

Anschliessend werden ausführlich die südländischen **Unternehmer** und viele aus Italien und dem Tessin in Dietikon eingewanderte **Familien** geschildert. Der Leser erfährt von jeder Familie wann und woher sie kam und alle möglichen weiteren Einzelheiten.

Beispiele: Hotel Sommerau-Ticino der Familie Frapolli; Pächter Plozza des Gasthauses zur Linde, wo Valerio Fuoli, Giovanni und Umberto Foletti um 1950 für Stimmung sorgten, Restaurant Bären, das nach 1945 von Angelina Camponovo-Frapolli geführt wurde, etc., etc. Während meiner langen Anwesenheit in Dietikon betrat ich ein einziges Mal die Linde, weil dort eine Sitzung abgehalten wurde, an der ich teilnehmen musste. Auf dem Klavier lag ausgepackt eine gestimmte Geige. Der Wirt ergriff sie und begrüßte uns mit einer schmalzigen Melodie.

Es werden **mehr als vierzig Familien** geschildert, die meist eine recht bedeutende Rolle in Dietikons Wirtschafts- und Vereinsleben, sowie in Kirche und Politik spielten und zum Teil noch heute spielen.

Man denke an die beiden Boccioclubs, an den Coro Italiano, den Circolo Culturale Sandro Pertini, den Mandolinclub, an die Salamifabrik, die Kaffeerösterei, die Baumeister und Maurer. Der in Dietikon wohnende Tessiner **Ezio Canonica**, Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, wurde 1971 in den Nationalrat und 1977 beinahe in den Bundesrat gewählt.

Wohlbekannte Namen in Dietikon: Aleardi, Anselmini, Balbiani, Basi, Bernasconi, Bianchi, Biondi, Carlotti, Casanova, Casella, Castioni, Cattaneo, Cincera, Crescini, Dell'Anna, De Martin, De Pra, Dozio, Duchini, Faedi, Ferrari, Foletti, Folini, Fuoli, Gada, Gaiardelli, Gerosa, Guidi, Lucchini, Marchetto, Olivieri, Pallavicini, Panzeri, Pellegrini, Pestalozzi, Pretto, Rossi, Samorani, Savoldi, Solari, Tonini, Triaca, Zanutto, Zatti.

Dr. Trutmann verrät uns in seinem Neujahrsblatt alles, was er von und über diese zum Teil recht grossen Familien erfahren konnte.

Lotti Schürch, die nach der bereits geschilderten Konzert-Aufführung in der geräumigen Aula des Margelackerschulhauses Wettingen aus gesundheitlichen Gründen sofort ohne Abschied verschwunden war, telefonierte mir schon am Montag, um ihr Verschwinden zu erklären und um unsere Musik und die Lesungen zu loben.

Zu Beginn der folgenden Musikprobe vom Donnerstagnachmittag, 25. November 2004, lobte uns auch Dirigent **Alfons Meier**, der mit unserer Leistung am Konzert vom vorhergehenden Sonntag sehr zufrieden war, und unsere Präsidentin, **Maria Wernle** verlas einen schmeichelhaften Brief des **Aargauer Hospiz Vereins**, der sich vor allem für die freiwillige Kollekte bedankte, die gut 2000 Franken eingebracht hatte.

Dann bekamen wir interessante neue Musiknoten für ein kommendes Konzert.

Wenn im Orchester neue **Musiknoten** verteilt werden, dann interessieren mich je länger je mehr die vielen Komponisten. Seit meiner „Geschichte von Domenico Cortopassi“ - sein Stück „Rusticanella“ wurde mir seinerzeit zum neunzigsten Geburtstag als Ständchen dargebracht - und kein Dirigent, kein Berufsmusiker hatte jemals etwas von diesem Komponisten gehört. Diese Herren konnten auch in ihrer privaten Fachliteratur nichts über Cortopassi finden.

Ich begann zu forschen, und von Monat zu Monat wurde dieser rätselhafte Komponist immer interessanter. Mit der Hilfe der Zentralbibliothek, der Radiosendung „Was Sie schon immer wissen wollten“ und einiger Zufälle brachte ich doch noch die Lebensgeschichte und die wichtigsten Daten ans Tageslicht.

Im letzten Konzert spielten wir von **Julius Fucik** die Polka comique „Der alte Brummbär“ für Fagott und Orchester. Bei der Ankündigung dieses lustigen Stücks vernahm ich, dass Fucik auch den „Florentinermarsch“ und den „Einzug der Bojaren“ komponiert habe.

Sogleich kam mir vieles in den Sinn: Nach Abschluss der zweiten Klasse der Sekundarschule in Meilen trat ich vierzehnjährig in die **Oberrealschule** Zürich über, die heute „Mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium“ heisst. Alles, was neben den obligatorischen Schulstunden an diesem Gymnasium auch noch angeboten wurde, machte ich mit. Ich beteiligte mich an den Bergtouren und Skiausflügen der SAC-Junioren, besuchte als einziger meiner Klasse den Singunterricht im Literargymnasium sowie das Mittelschulorchester.

In diesem von **Professor Janicek** geleiteten Orchester wirkten einige schon recht weit fortgeschrittene Handelsschüler und Gymnasiasten mit, so dass es immer wieder mit schönen Programmen auftreten konnte, vor allem an der Universität, wenn dort ein Fest gefeiert wurde, z.B. für neue Doktoranten.

Als wir zu einem solchen Anlass den „**Einzug der Bojaren**“ übten, ein Stück in dem ich einige Stellen mit dem besten Willen nicht bewältigen konnte, nahm ich allen Mut zusammen. Ich sagte zu Professor Janicek, was er da von mir verlange, sei für mich so schwer, dass ich aus dem Orchester austreten müsse. Da tröstete er mich liebevoll - wollte mich wahrscheinlich nicht verlieren - und sagte, er vereinfache mir die schweren Stellen.

Und in der Tat, die raschen Läufe ersetzte er mir durch **wunderschöne „Pfundnoten“**, so dass ich piano, gut und glücklich mitspielen konnte und nicht aus dem Takt geriet.

Wer in verschiedenen Lexika den k. und k. Militärkapellmeister und Komponisten **Julius Fucik** aufsucht, der stösst betreffend Geburts- und Sterbedatum auf Ungereimtheiten. Er kam je nach Lexikon am 18.7.1872 in Prag zur Welt und starb am 24. oder 25.9.1916 in Leitmeritz. Er war ein Schüler Dvoraks und komponierte neben andern Stücken den „Florentinermarsch“ und den „Einzug der *Gladiatoren*“, was wahrscheinlich „*Bojaren*“ heissen sollte. Wir Mittelschüler jedenfalls spielten damals den „Einzug der Bojaren“.

Die **Bojaren** waren Gefolgsleute der Fürsten im alten Russland. Sie wurden bei wichtigen Regierungshandlungen um ihre Zustimmung befragt und aus ihren Reihen wurden die höchsten Beamten gewählt. Für ihre Dienste bekamen sie ausser Land auch viele andere Privilegien, z.B. die Freiheit von Abgaben. Die Bojaren waren also freie Grundbesitzer, eine Art höherer Adel in den höchsten Zivil- und Militärämtern. Eine offizielle Formel lautete: „Der Zar hat es befohlen und die Bojaren haben es gutgeheissen.“

Die Rangordnung der Bojaren wurde streng nach der Dauer ihres Staatsdiensts bemessen und in Büchern und Registern genau festgehalten. Erst Peter dem Grossen (1672 - 1725) gelang es, die Rechte der Bojaren aufzuheben.

Bevor ich auf weitere nicht oder nur wenig bekannte Komponisten eingehe, muss ich hier festhalten, was ich soeben (anfangs Dezember 2004) zufällig am Radio von Herbert Kindler und vom Kindlerverlag vernahm. Seit 1975 besitze ich **Kindlers Literatur - Lexikon im dtv in 25 Bänden**. Der Untertitel lautet „Essays über mehr als 130 Literaturen. Vorgestellt und interpretiert werden ca. 18 000 Werke aller Epochen und Gattungen: Romane, Theaterstücke, Epen, Gedichtzyklen, Reisebeschreibungen, Memoiren, philosophische, historische und naturwissenschaftliche Schriften.“

Zurück von einem Ausflug an den Bodensee mit Besuch des Annette von Droste-Hülshoff - Museums ob Meersburg möchte ich vielleicht Genaueres wissen über der Dichterin Erzählung „Die Judenbuche“. Ein Griff zu Kindlers Band 12. Auf Seite 5047 und 5048 finde ich alles Wissenswerte: Vorgeschichte, Inhaltszusammenfassung, Ausgaben und Literatur über das Werk, z.B. Dissertationen.

Am „Kindler“ arbeitete eine riesige Zahl von Literatur-Fachleuten, ebenso am Lexikon der Antike, am Lexikon der Goethe-Zitate und Kunstkenner befassten sich mit der Gestaltung des Malereilexikons, des Musiklexikons etc., etc..

Und all die Werke heissen einfach „Kindler“, Literaturkindler, Malereikindler, Musikkindler, etc.. Jetzt plötzlich wurde mir bewusst, dass dahinter ein Mensch namens **Helmut Kindler**, von Beruf Verleger, steht, der mit seiner Frau, der Kunstmalerin Maria geb. Reese am Zürichsee wohnt. Da nicht verraten wurde, in welcher Ortschaft am See die beiden wohnen, suchte ich im Telefonbuch unter Zollikon, Goldbach, und schon unter **Küsnacht** fand ich die Adresse des Ehepaars: Seestrasse 268.

Helmut Kindler lebte ursprünglich in Deutschland, wahrscheinlich in Berlin. Als Gymnasiast wollte er Schauspieler werden. Am **Theater** lernte er 1928 Brecht und andere Schriftsteller kennen, die ihn unterstützten. Da er offenbar älter aussah, als er in Wirklichkeit war, durfte er auch mitspielen. Kindler betont, dass er in jeder Beziehung vor allem von Juden gefördert wurde.

Das Aufkommen des Nationalsozialismus 1933 führte zum Ende des Kulturlebens in Deutschland. Kindler galt als Kommunist, obwohl er nie der Partei beitrug. Er arbeitete im Untergrund, wurde **Journalist** und befasste sich mit Sprachproblemen. Das „Berlinerisch“ war für ihn eine einmalige Sprache voll Gefühl. Er fand: „Da ist „Cello“ drin“. Ihn interessierte der Übergang von der Sprache zur Musik.

Kindler blieb stets in Verbindung mit seinen jüdischen Freunden, besorgte auch Kurierdienste zwischen Deutschland, Polen und Rumänien, schliesslich wurde er verraten, was Hausdurchsuchungen zur Folge hatte und ihn schliesslich ins **Gefängnis** führte. Anderthalb Jahre verbrachte Kindler wegen Hochverrat in der Einzelzelle.

Weil er stets unabhängig bleiben wollte, hatte er mit allerlei Widerstandsgruppen verkehrt. Schliesslich wurde er „halbfrei“, d.h., er kam zur „Frontbewährung“ aus dem Gefängnis. Es gelang ihm dann aber bald, in Berlin unterzutauchen. Endlich, im Jahr 1945, zogen die Russen für ihn als Befreier in Berlin ein.

Nun begann, wie **Richard von Weizsäcker** es formulierte, für Kindler nach seinem ersten Leben für **das gesprochene Wort** (Theater) und seinem zweiten Leben für **das geschriebene Wort** das dritte Leben für **das gedruckte Wort**.

Nach dem Krieg wurde Kindler definitiv Verleger. Vor den riesengrossen, bereits erwähnten Enzyklopädien gab er vorübergehend Frauen- und Kunstzeitschriften heraus und befasste sich mit „verbotenen“ und „verbrannten“ Schriften.

Mit allerlei schönggeistigen Schriften und mit verschiedenen Jugendzeitschriften erntete Kindler Zustimmung, aber auch Stirnrunzeln und Ablehnung, so z.B. mit der Jugendzeitschrift „**Bravo**“. Der wirtschaftliche Erfolg erlaubte es ihm aber, immer grössere, finanziell erfolgreichere Zeitschriften, auch die Boulevardzeitung „**Blick**“ herauszugeben. Die Triebkraft lautete: „Mehr Geld, grössere Veröffentlichungen.“ Im stets grösser werdenden Buchverlag folgte nun ein Riesenwerk dem andern.

Noch nicht erwähnt habe ich die nützlichen 12 Kindlerbände „**Die Grossen der Weltgeschichte**“ (Von Imhotep bis Cicero. Vom Cäsar bis Karl der Grosse. Von Harun ar-Raschid bis Petrarca. Von Boccaccio bis Palladio. Von Calvin bis Huygens. Von Spinoza bis Laplace. Von Goethe bis Lincoln. Von Darwin bis Nietzsche. Von Röntgen bis Churchill. Von Mann bis Heisenberg. Von Pincus bis Mössbauer. Register mit sechstausend Namen. Über zehntausend Textseiten mit Farb reproduktionen, mit Portraits und Dokumenten zur Welt- und Zeitgeschichte).

Der Kindlerverlag Zürich und München machte vieles bekannt, so auch mit seinen **Atlanten**: Atlas der Anatomie, Atlas zur Astronomie, zur Biologie, zur Weltgeschichte, zur Mathematik und vier Bände Weltatlas. Die **Kulturgeschichte des Abendlandes** umfasst 22 Bände, **Grzimeks Tierleben** 13 Bände, die **Literaturgeschichte der Gegenwart** in fünf Bänden befasst sich mit der Literatur der Bundesrepublik Deutschlands, der Deutschen Demokratischen Republik, der Schweiz und Österreichs. Kurzgeschichten, Märchen, Kinderverse, Gedichte wurden auch zweisprachig (englisch-deutsch; französisch-deutsch, etc.) veröffentlicht. Ich kann unmöglich alles erwähnen, was dieser Verlag hervorbrachte. Wir bestaunen aber das Riesenwerk.

Als in der Sekundarschule Dietikon die ersten „**Bravohefte**“ heimlich in den Klassen unter den Pulten weitergereicht wurden und die Schüler allzusehr vom Unterricht ablenkten, musste ich seinerzeit dagegen einschreiten.

Für den „**Blick**“ gab ich bis heute noch keinen einzigen Rappen aus. Wenn aber einer auf dem Tisch des Lehrerzimmers oder auf einem Sitz im Zug nach Zürich lag, dann las ich jeweils auch in diesen Zeitungen, was mir in die Augen stach.

Im Alter von 92 Jahren verkaufte Kindler seinen erfolgreichen Verlag und zog sich schrittweise aus dem Geschäftsleben zurück. Jetzt ist er nur noch Leser, und mit Frau Maria eifriger Theaterbesucher, wobei er besonders das politische Theater bevorzugt.

Nach dem 21. November 2004 fragten mich in Dietikon mehrere Personen, die wussten, dass ich die zehn Bände mit der von **Hanny Christen** gesammelten **Schweizer Volksmusik** besitze, weshalb ich nicht zum „Konzert der Hannelimusk“ im Gemeinderatssaal unserer Stadt gekommen sei. Da habe doch der mir bestens bekannte **Johannes Schmid-Kunz** mitgespielt. Jedem „Gwundrigen“ musste ich erklären, ich könne nicht gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten sein. Meine Mitwirkung beim grossen Orchesterkonzert in Wettingen (Zehn Jahre Aargauer Hospiz-Verein) war wichtiger.

Im Lauf des Dienstagnachmittags, 23. November 2004, reiste ich nach **Meilen**. Bei meiner Wanderung hinauf zu unserm Haus auf der „Hürnen“ staunte ich gewaltig. Jahrzehntelang war ich stets mit dem Auto direkt zu meinen Leuten gefahren und hatte gar nicht recht erlebt, was alles zwischen dem Bahnhof Meilen und der „Hürnen“ gebaut und verändert wurde. Der ganze Bahnhof ist nicht mehr so, wie ich ihn vor Jahrzehnten erlebte.

Ein grosser **Kiosk** wurde westlich des Stationsgebäudes errichtet und eine **durchgehende Unterführung** erlaubt nun das Verlassen des Bahnhofs sowohl auf der Seite gegen den See als auch gegen den Berg. Zwischen den grossen, neuen **Fabrikanlagen** hindurch gelangte ich zum untern Ende der „**Kühgasse**“. Früher hätte niemand diesen Weg als Verbindung zwischen „Hürnen“ und Bahnhof benützt, da ja die Steile Treppe von unserm Haus direkt zum Bahnübergang in der Fortsetzung der Kirchgasse führte und zu einem Fussweg dem Geleise entlang direkt zum Bahnhof.

Da ich **die steile Treppe** benützen wollte, auf der ich seinerzeit jahrelang jeden Tag mindestens zweimal hinunter und zweimal hinaufrannte, folgte ich der Strasse zum neuen **Feuerwehrstützpunkt** und auf einem beträchtlichen Umweg zu „unserer“ Treppe, die leider keine direkte Fortsetzung mehr hat.

Den Besuch des Wassermuseums oben bei der „Burg“ in Meilen mit der Dietiker Heimatkundekommission konnte ich mit einem ausführlichen Schwatz und Abendessen bei Schwiegertochter Brigitte verbinden.

Um **18 Uhr 57** stand ich wieder unten am Bahnhof Meilen, um in der Unterführung meine Kameraden aus Dietikon zu treffen. Die Post ist auch nicht mehr dort, wo sie früher war. Sie befindet sich jetzt auf der andern Strassenseite. Pünktlich traf ein Zug aus Zürich ein. Viele Leute verliessen ihn, doch ach, „**meine Leute**“ waren nicht darunter. Wenige Minuten später traf „zum Glück“ ein zweiter Zug von Zürich ein und meine **Aufregung** verschwand wieder, als ich die erwarteten Kommissionsmitglieder erblickte.

Sie wurden nicht nur von mir, sondern auch von **zwei Herren aus Meilen** empfangen. Kommissionsaktuar **Alex Grieder** kannte den einen, der ihm bei einem früheren Besuch im Ortsmuseum Meilen auch das umgebaute Wasserreservoir erklärt hatte. Da wir in Dietikon nächstens ebenfalls eine Ausstellung zum **Thema Wasser** und zur Wasserversorgung planen, lag es nahe, das ausgebaute Reservoir in Meilen zu besuchen. Der andere Meilener war ein Vertreter der Ortsbehörde und des Werkhofs.

Jeder der beiden Herren hatte sein Auto unmittelbar beim nördlichen Ausgang der Bahnhofunterführung bereitgestellt. Wir alle neun fanden Platz in den Fahrzeugen und fuhren hinauf zum **Reservoir**, das aus zwei recht grossen Kammern besteht. Die Scheidemauer ist mehr oder weniger herausgebrochen. Im ersten Raum, in den man über eine neue Holzterrasse hinuntersteigt, stehen **Tische und Sitzbänke** bereit, denn die Anlage wird für kleinere Feiern und Sitzungen vermietet. Ein warmer Holzboden, Heizung, Ventilation und WC machen auch einen längeren Aufenthalt in der Anlage möglich.

Im zweiten Raum sind der Wand entlang praktische **Vitrinen** angebracht. Der Besucher lernt, dass diese Anlage ursprünglich von einem Herrn Wunderly erbaut wurde, und zwar zur Versorgung seiner **Ledergerberei** unten im Dorf mit dem benötigten Quellwasser. Sie diente später auch der Gemeinde Meilen, musste aber aufgegeben werden, da die neuen, höher gelegenen Siedlungen von hier aus nicht ohne Pumpen mit Wasser versorgt werden können.

Die Ledergerberei war zu meiner Jugendzeit dort, wo sich heute die moderne „Altersresidenz“ befindet. In grossen runden, beinahe ganz im Boden vergrabenen Bottichen wurden die **Tierhäute** mit **Wasser** und **Eichenrinde** monatelang gepflegt, behandelt und schichtweise gelagert.

In verschiedenen Vitrinen wird der **Gerbvorgang** der Reihe nach sorgfältig dargestellt. Nach einer ersten Behandlung der Häute können die noch vorhandenen Haare weggeschabt werden. In einer braunen, eigenartig riechenden Brühe verwandeln sich dann die Häute langsam in Leder. Unterhalb von hübschen etwa zehn Zentimeter hohen **Tierchen** hängt betastbar das betreffende Leder.

Da gibts der Reihe nach zartes, weisses „Schafsleder“, „Schweinsleder“ (Pergament), braunes „Kalbsleder“, dickeres „Rindsleder“, etc., etc. Auch der jährliche **Wasserverbrauch** im Haushalt ist detailliert und bildlich dargestellt. Wieviel Wasser trinkt eine Person im Jahr, wieviel verbraucht sie zum Kochen, für die Wäsche, zum Zähneputzen, zum Waschen bei der Toilette, zum Douschen, zum Baden, auf dem WC und insgesamt.

Zur Zeit, als die Gerberei Meilen noch in Betrieb war, erschienen auch die ersten **Automobile** am Zürichsee. Auf der damals noch nicht geteerten Seestrasse spielten wir Kinder oft stundenlang mit unsern farbigen Ton- und Glaskügelchen. Wir gruben „von Hand“ oder mit den Absätzen unserer Schuhe die für die verschiedenen Zielübungen benötigten handgrossen Löcher in die Strasse. Ein auftauchendes Auto sahen wir schon von ferne, d.h. wir sahen eine sich im Vierzigkilometertempo nähernde **Staubwolke**.

Meilen bekämpfte aber glücklicherweise diese unangenehme **Staubplage** auf der Durchgangsstrasse und im Dorfinnern mit dem braunen, klebrigen, in der Gerberei anfallenden und nicht mehr benötigten Abwasser, das aus einem grossen von Pferden gezogenen Tankwagen auf die Strasse gesprüht wurde. Hinten am Wagen spritzte das braune, nach Leder riechende Nass aus einem Rohr mir vielen kleinen Löchern. Dieses Rohr verlief etwa einen halben Meter über dem Boden quer über die Strasse. Das Gerbereiwasser vermischte sich gleichmässig mit dem Strassenstaub und klebte diesen auf dem Boden fest, so dass ein nun folgendes Auto keinen Staub mehr aufwirbeln konnte.

Für uns Kinder war das Auftauchen dieses Tankwagens mit seinem kühlen Nass jedesmal ein ganz besonderes Fest. Wir legten Spielsachen, Strümpfe und Schuhe beiseite. **Barfuss und jubelnd** folgten wir dem Pferdegesann und liessen die Flüssigkeit über unsere Knie und Unterschenkel spritzen. Bevor wir am Abend heimkehrten, holten wir zu Hause unsere Badehosen, Strümpfe und Schuhe, um noch vor dem Nachessen weit in den See hinauszuschwimmen, so dass wir frisch und sauber gewaschen heimkehrten.

Vor einiger Zeit verpasste ich am Fernsehen die Sendung „**Wetten dass....**“, in der mich jeweils die vorgestellten Leute wenig interessieren. Spannend sind aber stets die vier oder fünf gezeigten Wetten. In einer früheren Sendung traten z.B. zwei Herren auf, die sich mit verbundenen Augen auf verschiedene Bürostühle setzten, zurück und zur Seite lehnten und so am Sitzkomfort fünf aus hundert verschiedenen Fabrikaten sicher erkennen konnten.

Ein Bursche kletterte in fünf Minuten hundert Meter an einem Seil hinauf. Obwohl er hinter sich das immer schwerer und störender werdende Seil mehrmals abschnitt, erreichte er sein Ziel in der kurzen vorgegebenen Zeit nicht. Trotzdem wählte ihn das Publikum zum „**Wetkönig**“. *tt*

Ein anderer wär fähig fünf von hundert Füllfedern, die er nicht sehen konnte, einzig an der erzeugten Schrift zu erkennen. **Gottschalk**, der Präsentator der Sendung, schrieb mit fünf verschiedenen Federn den gleichen Satz auf ein Blatt Papier.

Spannend sind jeweils auch die „Saal-“ und die „Aussenwette“. Eine „Kinderwette“ wird jeweils extra belohnt. Das Publikum würde mit der allergrössten Wahrscheinlichkeit jedesmal dem jKind für seine spektakuläre Leistung den Siegerpreis zusprechen.

Da war doch einst ein kleines Schulmädchen, das verbotenerweise während des Unterrichts unter seinem Schülerpult mit dem Handi Texte verfasste und diese an andere Schülerinnen verschickte. Dieses Kind konnte in der Fernsehsendung fließend und mit verbundenen Augen eine Glanzleistung vorführen.

Ein kleiner für die „Tour de France“ begeisterter Knabe, liess sich kurze, nur fünf Sekunden dauernde Filmausschnitte aus diesem Rennen zeigen. Er konnte sofort sagen, welche Velorennfahrer in welcher Etappe zu sehen waren.

Das Jörg von Uthmann-Problem

Als ich Professor Eduard Stäubles Buch „Die Tragik Gottes“ (Ein fiktives Gespräch über die Unvollkommenheit der Welt) gelesen hatte, fragte ich ihn, was er vom **Briefwechsel des Pontius Pilatus** halte, dem ich kurz vorher in Professor Jeckles Tagebüchern begegnet war.

Stäuble berichtete mir umgehend, auch sein Freund Jeckle sei, wie viele andere, auf den lustigen, völlig frei von Uthmann erfundenen, geistreichen und pseudo-wissenschaftlichen Briefwechsel des Pontius Pilatus hereingefallen.

Dieser **Jörg von Uthmann** erfand eine absolut logische Erklärung der rätselhaften Geburt, des Erlösertods und der Auferstehung Jesu Christi. Er schreibt kühn und unabhängig von aller Überlieferung, der Vater von Jesus sei ein römischer Bogenschütze gewesen. Josef, als Inhaber einer gutgehenden Schreinerei, konnte sich aber einen Skandal aus geschäftlichen Gründen nicht leisten, hielt also „trotz allem“ treu zu seiner Ehefrau Maria.

In jener Zeit waren die Ländereien des nahen Ostens von den Römern militärisch besetzt, und Pilatus hatte sich aus gesundheitlichen Gründen als römischer Statthalter nach Palästina versetzen lassen. Uthmann erklärt, dieser Pilatus habe sich vorher als römischer Verwalter im kalten und regnerischen Köln das schmerzende Rheuma geholt, sei durch die Schweiz nach Marseille gereist und habe sich schliesslich von dort nach Jerusalem versetzen lassen.

In den erfundenen Briefen schreibt nun Pilatus einem Freund, er müsse sich hier im Morgenland laufend mit den vielen „Wanderpredigern“ und „**Terroristen**“ befassen, die sich stets gegen die Besetzung des Landes durch die Römer auflehnen und das Volk gegen die Besatzungsmacht aufhetzen. Diese Volksverhetzer müsse er immer wieder bestrafen, die schlimmsten sogar hinrichten lassen.

Einen dieser **Wanderprediger, Jesus Christus**, habe er aber richtig lieb gewonnen, weil er dem Volk lauter vernünftige, menschenfreundliche und zum Frieden führende Verhaltensweisen predige, und vor allem auch, weil er die **römische Steuerhoheit** anerkenne, sagte er doch: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist“.

Als nun eines Tages **grosse Unruhen** ausbrachen, viel Volk sich zusammenrottete, gegen Jesus Christus demonstrierte und trotz starkem Unwetter und mehreren Erdbeben lauthals immer wieder „kreuziget ihn“ rief, da habe er Jesus heimlich nach Damaskus entkommen lassen, wo er sich zum Glück noch drei Jahre, d.h. bis zu seinem Tod, ruhig verhielt. Drei Aufwiegler seien aber gleichzeitig ans Kreuz genagelt worden, und alles Volk habe geglaubt, einer davon sei Jesus Christus.

Allerlei „Geheimnisvolles“ und „**Wunderbares**“, das in diesem Zusammenhang noch erzählt wird, kann Uthmann nun ganz logisch erklären. Da er nicht hineingelegt wurde, war er am folgenden Tag nicht in dem für ihn vorgesehenen Grab, und mehrmals trafen ihn nach seiner „Kreuzigung“ einige der Anhänger noch einmal an.

Jesus Christus wurde von Anfang an von seinen Gefolgsleuten sehr verehrt. Sie erkannten seine Friedfertigkeit und seine in jeder Beziehung **vorbildliche Einstellung** zu Freunden und Feinden in allen Situationen und Lebenslagen. Schon immer und durch alle Jahrhunderte hindurch wurde die Bedeutung solcher Vorbilder mit erfundenen Legenden und Wunder umrankt (z.B. Cristuslegenden von Selma Lagerlöf).

So betrachtet stören die vielen in den Evangelien erzählten **Wundertaten**, die sich um das Leben des verehrten Jesus Christus ranken, auch den heutigen, modern denkenden Menschen nicht weiter. Sie unterstreichen auf ihre Weise die Richtigkeit der moralischen, ethischen und religiösen Grundsätze des Christentums.

Mich aber beschäftigte wochenlang dieser „Uthmann“. Doch ach, in meinem vierundzwanzig Bände umfassenden **Literaturlexikon des Kinderverlags** ist rein nichts zu finden. Auch in keinem der beiden grossen Lexika des Ortsmuseums und in denen der Sekundarschule lässt sich der Name Uthmann nicht finden. Ich erkundigte mich daher schliesslich direkt bei Professor Stäuble in St. Gallen.

Er schrieb mir am 22. Januar 2003: „**Der Autor Jörg von Uthmann** wurde 1936 in Düsseldorf geboren. Er war zwanzig Jahre lang im diplomatischen Dienst der Bundesrepublik Deutschland in Tel Aviv, Saigon, New York und zuletzt Kulturattaché in Paris. 1985 wurde er Korrespondent der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ in New York. Neben seiner journalistischen Tätigkeit fand er Zeit, zehn Bücher zu schreiben. Zum Beispiel „Es steht ein Wirtshaus an der Lahn - ein Deutschlandführer für Neugierige“ (1979), „Paris für Fortgeschrittene“ (1981), „Die Diplomaten“ (1985) und „Volk ohne Eigenschaften - Amerika und seine Widersprüche“ (1989). 1991 erlaubte er sich den Spass, einen Briefwechsel von Pontius Pilatus mit verschiedensten Leuten seiner Zeit zu erfinden. Uthmann hat das so geschickt und gekonnt gemacht, so pseudogelehrt und geistreich, dass viele Leute darauf hereingefallen sind.“

Da ich anderswo rein nichts über diesen Uthmann finden konnte, dachte ich eines Tages: Vielleicht hat Professor Stäuble sich auch „einen Spass erlaubt“ und seinerseits diesen Autor Uthmann erfunden. Als 2002 niemand den geheimnisvollen Komponisten Domenico Cortopassi kannte, half mir die Radiosendung „Was Sie schon immer wissen wollten“, werktags immer um 11 Uhr 45. Doch vorher meldete ich mich in der **Buchhandlung Limmattal**. Das hilfsbereite Personal schaute freundlicherweise im elektronischen Autorenverzeichnis nach und verkündete hocheifrig: „.....**doch, den gibts....**“ und druckte mir folgende Liste aus:

Uthmann Jörg von: Attentat.....	Geb. .CHF ...7.40
Uthmann Jörg von: Bildung für alle Lebenslagen.....	Geb...CHF .31.80
Uthmann Jörg von: Bildung für alle Lebenslagen.....	Kt.....CHF. 14.80
Uthmann Jörg von: Deutschland, wie es keiner kennt.....	Kt.....CHF. 18.60
Uthmann Jörg von: New York für Fortgeschrittene.....	Geb CHF. 34.90
Uthmann Jörg von: Horlacher Friedrich W.; USA - Die Ostküste.....	Geb CHF. 52.20

Die Bücher, die in dieser Liste fehlen, sind wahrscheinlich vergriffen.

Weitere Musikerinnerungen: Jede Orchesterprobe ersetzt eine Privatstunde. Wenn der Orchestermusiker z.B. in einem neu einzustudierenden Musikstück die einzelnen **Themen** nicht sogleich erkennt, dann hilft der Dirigent mit Hinweisen. Dieses Gestalten eines Musikstücks ist anhand der Noten für die erste Violine meist viel einfacher als mit den eher begleitenden Tönen der zweiten Geige, der Bratsche und des Cellos.

Die einzelnen Themen müssen, besonders an deren Beginn, deutlich betont beginnen, was gelegentlich abwechslungsweise in den einzelnen Stimmen vorkommt. Ein Berufsmusiker soll den folgenden Vergleich vorgebracht haben: „Denken Sie sich, jedes Thema sei eine Schlange. Wer sie einfangen will, der darf sie nicht am Schwanz anpacken. Sie sind am sichersten, wenn Sie ihr kräftig auf den Kopf treten, das Thema also an dessen Beginn betonen. Die Betonung in der Musik ist sehr wichtig. Coca-Cola tönt doch wesentlich anders als Coca-Cola, verschaffen Sie sich eine **Betonmaschine**.

Meine handwerklichen Tätigkeiten.

Als ich erfuhr, dass mein Enkel Adrian Klenk, der Lehrer in Grund bei Gstaad im Berner Oberland war, nach kurzer Berufstätigkeit auch noch auf den Gedanken kam, eine regelrechte **Schreinerlehre** zu absolvieren, da leuchteten plötzlich einige eigenartige Zusammenhänge in mir auf.

Wird da vielleicht doch eine gewisse **handwerkliche Veranlagung** in unserer Familie vererbt? Enkel Joachim Klenk z.B. braucht als Arzt neben seinem Wissen je nach Berufsrichtung auch noch geschickte und genau arbeitende Hände. Man denke an den Augenarzt. Mir kam zwar zu allererst in den Sinn, dass **mein Vater Karl Klenk (1882 bis 1964)** ursprünglich den Schreinerberuf erlernte, sich erst später als Reisender und Kaufmann betätigte, und dass auch ich selbst stets gerne Hobel- und Schnitzkurse besuchte und an der Sekundarschule handwerkliche Schülerkurse erteilte.

Aus seiner mehrjährigen **Berufslehre** erzählte mein Vater, dass zu seiner Zeit weder Motorsägen noch Hobelmaschinen bekannt gewesen seien. Lehrlinge, Gesellen und Meister hätten alles „von Hand“ gesägt und gehobelt, und die allerwichtigste Tätigkeit sei stets das genaue Schränken und Feilen der Sägen, das sorgfältige Schleifen und Abziehen der Hobeisen und Stechbeitel gewesen.

Alle Beruflaute „seiner“ Firma hätten immer wieder **Wettkämpfe** untereinander ausgetragen, bei denen es darauf ankam, einen möglichst langen und gleichmässigen **Hobelspan** herzustellen. Der längste war mehr als zehn Meter lang, wurde sorgfältig aufbewahrt und jeder neue Lehrling versuchte einen noch längeren herzustellen. Dazu musste zuerst ein astfreies mehr als zehn Meter langes Brett gefunden werden. Mit sicherer Hand und genau gleichmässigem Druck musste der optimal geschliffene Hobel rasch übers Holz geführt werden. In einem ununterbrochenen Zug rannte der Wettkämpfer dem in der Hobelbank eingespannten Riesenbrett entlang.

Auch später, als Büroarbeiter, war mein Vater immer stolz auf sein handwerkliches Können. Wenn in der **Firma Vontobel** im Haus oder in der Druckerei etwas umgebaut wurde, konnte er oft den staunenden Handwerkern genau zeigen „wie mans richtig macht“, wie man z.B. einen krummen Nagel einschlägt oder in einer für die rechte Hand schwer zugänglichen Ecke mit der linken arbeitet.

Als unser **Wohnhaus auf der Hürnen ob Meilen** erbaut wurde, da führte mein Vater sämtliche Schreinerarbeiten eigenhändig während seiner Freizeit aus, und wir Kinder, meine Schwester und ich, wir durften ihm dabei helfen. Zuerst kaufte sich mein Vater eine riesengrosse, schwere Hobelbank und liess sie in den Rohbau stellen, wo er sich eine mit allen Spezialwerkzeugen gut ausgerüstete Schreinerwerkstätte einrichtete.

Neben seiner kaufmännischen Berufsarbeit in der Druckereifirma Vontobel legte er eigenhändig die **Fussböden**, stellte alle **Fenster und Türen** selber her, konstruierte die **Wandschränke** und baute sie fachmännisch ein. Seine Werkzeuge mussten jeden Tag neu und gut gerichtet und geschliffen werden. Beim Schleifen der vielen verschiedenen Hobeisen drehte ich stundenlang den Schleifstein.

Mein Vater sah es gar nicht gerne, wenn wir Kinder seine sorgfältig gepflegten und scharf geschliffenen Werkzeuge bei unsern eigenen Basteleien verwendeten und dabei in Stechbeiteln und Hobeisen durch unsachgemässen Gebrauch kleinere und grössere **Scharten** hinterliessen. Nach einigen solchen Zwischenfällen, wagten wir es nicht mehr, Vaters Sachen ohne seine Anwesenheit zu verwenden.

Einmal fand ich als Weihnachtsgeschenk einen eleganten gelben **Faltmeter** unter dem Christbaum. Ich schloss daraus, dass mein Vater es wahrscheinlich gern gesehen hätte, wenn ich mich trotz seines unpädagogischen, abschreckenden Verhaltens mit ihm fürs Schreinern begeistert hätte.

Schon am ersten Weihnachtstag, als ich mich zufällig allein in der Stube aufhielt und mich mit meinen verschiedenen Geschenken beschäftigte, zerbrach mir beim unsachgemässen Manipulieren **der elegante Faltmeter**. Ich erschrag gewaltig und wagte nicht, dies meinem gestrengen Herrn Vater zu beichten. Ich schämte mich so sehr, dass ich auch meiner Mutter und meiner Schwester nichts davon erzählte, ich liess den Faltmeter einfach irgendwo unauffindbar verschwinden.

Diese Untat bedrückte mich noch jahrelang. Unerklärlicherweise fragte nie jemand nach dem verschwundenen Meter. Er war einfach nicht mehr da. Ich aber machte mir oft Gedanken. Hatte mich mein Vater mit diesem Geschenk fürs „Handwerkliche“ gewinnen wollen? Hatte ich ihn nun schwer enttäuscht? Glaubte er gar, ich halte nicht viel von seinem grossen Fachwissen? Der elegante, auffällig schmale gelbe Faltmeter wurde bis zum heutigen Tag nie mehr erwähnt.

Heute suche ich in meiner Erinnerung und frage mich, ob vielleicht auf dem Meterstab der Name und die Adresse irgend einer Firma aufgedruckt war. Mein Vater hatte vielleicht das verdammte, zarte und zerbrechliche Ding als **Werbegeschenk** von einem seiner Werkzeug- oder Holzlieferanten bekommen und mir weitergeschenkt, da er selbst es nicht brauchen konnte. Den für ihn bedeutungslosen Gegenstand hatte er wahrscheinlich anschliessend wieder vergessen.

Vor und neben unserm neuen **Haus „auf der Hürnen“** ob Meilen besassen wir einen grossen Garten von dem erst viel später die „grössere Hälfte“ an die Familie Kindlimann verkauft wurde. Da wir nicht alles Land mit Gemüse, Stachel- und Johannisbeeren, mit Himbeeren und Brombeeren bepflanzen konnten, und da wir zwischen den vielen Mostobstbäumen viel Wiesland besassen, kam Vater Klenk auf den Gedanken, ein **Hühnerhaus** mit grossem Auslauf für etwa zehn kleine weisse und zehn grosse braune Hennen zu bauen.

Die Hennen der Rasse „**Leghorn**“ (nach dem englischen Namen der Stadt Livorno) waren zart und schneeweiss, die der Rasse „**Rhode Island**“ (nach dem Staat in den USA) waren schwer und rotbraun. Jede dieser Hennen trug eine Nummer, denn Vater Klenk hatte in seiner „Freizeitschreinerei“ nicht nur das ganze Hühnerhaus, mit für die Hühner praktischen Sitzstangen, sondern auch intelligente **Fallnester** geschreinert.

Auf der Wiese konnten die Hühner keine Eier ablegen. Sie verkrochen sich zu dieser Tätigkeit in eines der in einer Reihe angeordneten Fallnester. Sobald eine Henne ins strohgepolsterte Nest hineingeschlüpft war, schloss sich sofort hinter ihr das **Falltor**, so dass sie eingeschlossen war und von unserer Mutter, wenn das Ei gelegt war, wieder befreit werden musste. Unsere Mutter hörte im Haus jeweils das Gegacker und konnte anhand der Liste mit den Nummern von jedem Huhn genau feststellen, wie viele Eier es legte.

Und in der Tat, die Unterschiede waren beträchtlich. Vater behielt nur die „legefreundlichsten“ Hühner, bis immer häufiger der böse **Fuchs** auftauchte und im Hühnerhaus unheimlichen Aufruhr erzeugte. Der Lärm und die Aufregung der aufgeschreckten Hennen lässt sich kaum beschreiben. Die armen, verängstigten Tiere flatterten viel Staub aufwirbelnd und etliche Federn verlierend in ihrer Unterkunft wild durcheinander, wenn Reineke Fuchs in der Nähe des Hühnerhauses herumstrich.

Eines Abends rief mich Vater herbei. Er hatte entdeckt, dass bei seinem Erscheinen der Fuchs in eine **Betonröhre** geschlüpft war, die damals hinter unserm Haus unter dem Flurweg hindurchführte. Ich musste auf der einen Seite der Röhre mit einem Stock den Fuchs erschrecken und Vater wollte ihn auf der andern Seite abfangen. Doch alles „Gusel und Klopfen“ nützte nichts, der schlaue Kerl blieb gut geschützt mitten in der Röhre, wo wir ihm nichts anhaben konnten.

Wir konnten natürlich nicht die ganze Nacht die beiden Enden der Röhre bewachen. Als uns die Sache schliesslich verleidet war, wir hatten uns erst wenige Schritte von der Röhre entfernt, da huschte schon der Schlaumeier aus seinem Loch und verschwand hinten im Wald.

Die Fuchsgeschichten waren wahrscheinlich der Grund, weshalb Vater eines Tages die Hühnerzucht aufgab. Sorgfältig verwandelte er in geduldiger Nacharbeit das Hühnerhaus in ein **Bienenhaus**. Auf der Südseite waren die schmalen Schlitz mit ihren farbigen Anflugbrettchen. Im Innern bekam jedes Bienenvolk seine eigenen, selbstgeschreinerten, senkrecht aufgestellten **Waben**, d.h. schön gleich grosse Holzrahmen, in denen für den Bau der eigentlichen Bienenwaben bereits eine Schicht aus Wachs vorbereitet war.

Im Innern, hinter den auf Brusthöhe stehenden Waben war genügend Platz für eine Sitzbank und für die Schleudermaschine, die von Zeit zu Zeit vom **Imkerverein** entlehnt werden konnte. An der Rückwand wurden Kleider und der spezielle Imkerhut mit der über den Kopf herunterhängenden durchsichtigen Gaze aufgehängt. Auch die Kiste stand da, mit der jeweils die entflorenen Bienenvölker von den in der Nähe stehenden Obstbäumen wieder heimgeholt wurden.

Alles, was selber geschreinert und selber gebastelt werden konnte, verfertigte Vater Klenk eigenhändig in seiner privaten Schreinerwerkstatt. In der Freizeit war es ihm bestimmt nie langweilig! Das viele **Fachwissen** bezog er aus der Literatur, aus der Imkerzeitschrift, und vom Imkerverein.

Schon in der Primarschule machte mir die handwerkliche Tätigkeit viel Freude. In den von Herrn **Lehrer Vögelin** organisierten **Zeichen- und Malstunden** konnte ich stets die schönsten und genauesten Ergebnisse vorweisen. Mit der Laubsäge sorgfältig den Höhenkurven unserer Landkarte folgend, bastelten wir Primarschüler aus Karton interessante **Landschaftsreliefs**, z.B. vom Rheinfall, vom Buchberg mit der Stelle, wo die Thur in den Rhein mündet, vom Rigi mit den umliegenden Seen, etc.

Die ausgesägten und übereinandergeleimten **Kartonschichten** ergaben ein anschauliches Bild der Landschaft, besonders wenn alles, Wiesen, Wälder, Flüsse, Seen, etc. noch hübsch aufgemalt war. Auch wurden uns Schülern die Höhenkurven verständlich.

Als Schüler besuchte ich auch stets alle **Kartonage- und Hobelkurse**. Die sauber und genau selber hergestellten Briefumschläge, Mäppchen, Schachteln, Kleiderbügel, Werkzeugkistchen, Schemel, etc. erfreuten nicht nur mich, sondern auch meine Eltern. Ein eigenartiger Zwischenfall im Hobelkurs muss noch besonders geschildert werden.

Da ich im Kurs mit allem fertig war, durfte ich im **Buch des Oberstufenlehrers** eine zusätzliche Arbeit auswählen. Ich blätterte und blätterte, bis ich zu einem hübschen farbigen Bild gelangte, das einen malerisch herabhängenden Asparagus auf einem Blumenständer darstellte. Da ich diesen Ständer für meine Mutter herstellen wollte, gab mir der Kursleiter **zwei dicke Bretter**, die ich zuerst auf beiden Seiten mit der Raubank glatt hobeln sollte.

Ich erschrak. Das Bild hatte so leicht und zart ausgesehen, diese für die beiden Seitenwände vorgesehenen Bretter waren aber gut drei Zentimeter dick, einen Meter und zwanzig Zentimeter lang und dreissig Zentimeter breit, also richtige, **schwere Klötze**. Was hatte sich da der Lehrer gedacht? Ich wagte es nicht, etwas zu sagen oder zu fragen, machte mich mit dem schweren, langen Hobel an die Arbeit. Da die Hobeisen nicht richtig eingestellt waren, kam ich kaum vom Fleck. Als ich mühsam eine kleine Ecke glattgehobelt hatte, kam der Lehrer vorbei.

Er stellte die Eisen nach und machte selber einige Züge. Ich aber, obwohl stets schweissbedeckt, kam nur langsam vorwärts. Bis zum Ende des Kurses hatte ich erst von jedem Brett eine Seite einigermassen glatt gehobelt. Von Blumenständer keine Spur. Ich nehme an, dass der Lehrer innerlich über mich lachte. Wir Kursteilnehmer durften mit nach Hause nehmen, was wir zusammengeschreinert hatten, und ich bekam ausserdem die beiden in Angriff genommenen Bretter.

Als ich meinem Vater diese **Brettergeschichte** erzählte, da lachte er. Er kam auf den Gedanken, die beiden dicken Bretter so zu spalten, dass er schliesslich vier ebenso grosse aber nur etwa einen Zentimeter dicke Bretter bekam. Ich hätte dieses Kunststück niemals zustande gebracht, er aber verstand wie ein Fachmann zu sägen, bastelte aus einem einzigen dieser Bretter, den gewünschten Blumenständer und aus den drei übrigen noch verschiedene andere hübsche Dinge!

Während der viereinhalb Jahre an der **Oberrealschule** beschränkte sich meine handwerkliche Tätigkeit auf die Fächer „Physik“ und „Chemie“. Ich erinnere mich z.B. an den „Prongschen Zaun“, das Abbremsen eines rotierenden Rades und an das „Ätzen“ von Glasplatten, wobei Inschriften und Zeichnungen in die Wachsschicht auf dem Glas geritzt wurden. Der Umgang mit der Schwefelsäure erforderte grosse Aufmerksamkeit. Wer nicht ganz gut aufpasste, hatte im Nu Löcher in seiner Arbeitsschürze oder gar in seinen Kleidern.

Die handwerkliche Tätigkeit erlebte ich anschliessend sehr intensiv bei der nun folgenden **Primarlehrausbildung**. Wir Lehramtskandidaten befassten uns nun mit den Kartonagearbeiten aus der Sicht der künftigen Kursleiter. Viele für die Schüler besonders gut geeignete Gegenstände, Landschaftsreliefe, Schachteln und Mappen etc. wurden als Musterbeispiele hergestellt.

Als ich 1934 als jüngster Sekundarlehrer im Kanton Zürich nach Dietikon kam, erteilte hier Kollege Adolf Walser im Winterhalbjahr einen sogenannten „**Hobelkurs**“ für Knaben. Es lagen aber so viele Anmeldungen vor, dass ohne weiteres an einem andern Wochentag, abends, nach den obligatorischen Schulstunden, ein zweiter Hobelkurs für Sekundarschüler durchgeführt werden konnte.

In der „**Lehrervereinigung für Knaben-Handarbeit und Schulreform**“ erwarb ich mir in einem vier Wochen dauernden Kurs den Fähigkeitsausweis zur Erteilung von Schülerkursen, so dass ich, wie Kollege Walser, ganz nach Pestalozzis Grundsatz („*Kopf, Herz und Hand*“) unsere Buben, später auch einzelne Mädchen, ausbilden konnte.

Ein Schülerkurs umfasste zwölf Schüler an zwölf kleinen Schulhobelbänken, und es wurde in ganz kleinen Schritten sorgfältig vorgegangen. Alle hobelten im gleichen **Arbeitstempo** den gleichen Gegenstand, ihr Schlüsselbrett, ihren Kleiderbügel, den kleinen Harass, den Schemel, die Werkzeugkiste, das Kistchen mit der Inneneinteilung für Nägel und Schrauben, etc.

Wenn ein Kursteilnehmer ein „**schwieriges**“ **Brettchen** bekommen hatte, eines mit einem eingewachsenen Ast oder mit schwer zu hobelnden Jahrringen, die von ihm nicht glatt zu bringen waren, oder wenn er versehentlich zu viel weggesägt hatte, dann gab ich ihm neues, geeigneteres Arbeitsmaterial. Nebenher, beim Aufräumen und Wischen des Bodens, sowie nach Schluss der Hobelstunde befasste ich mich weiter mit dem „abverheiten“ Gegenstand, aus dem ich in der Regel doch noch etwas Brauchbares herstellen konnte. So kommt es, dass in meinem Keller mehrere Werkzeugkistchen mit Tragestange und mehrere Kistchen mit Einteilung für Ordnung sorgen.

Beim Hobeln waren die Schüler weg von der Gasse. Ausserdem war ihre Freude und die ihrer Eltern an den selbst geschreinerten Werken stets recht gross.

Immer wieder, beinahe jedes Jahr, besuchte ich einen oder mehrere der verschiedenartigen Weiterbildungskurse, die der Lehrerschaft stets in den Ferienwochen angeboten wurden. Diese schweizerischen und kantonalen **Fortbildungskurse** waren jeweils nicht nur sehr nützlich, sie ermöglichten es auch, viele Kollegen und geschickte Kursleiter kennen zu lernen.

Fritz Wetzel von der „Heimatwerk-Schule“ z.B. leitete 1945 einen 125 Stunden dauernden Kurs in „Schnitzen aus dem Klotz“. Ein eleganter Gegenstand aus diesem Kurs schmückt noch heute, 2005, meinen Schreibtisch. Eine Brille, zwei Schreibstifte und einige Büroklammern liegen stets griffbereit auf diesem geschnitzten Kunstwerk. Die hübsche Nussbaumschatulle auf dem Büfett in meiner Wohnstube ist eine ganz besondere Präzisionsarbeit. Der auf Bruchteile eines Millimeters genau gearbeitete Deckel hält, auch wenn man ihn um 180 Grad dreht und wieder aufsetzt, obwohl die Kanten nirgends gerade, sondern überall Teile von Kurven eines Ovals sind.

In einem andern Weiterbildungskurs wurde, ebenfalls aus edlem Hartholz, in zwei Wochen ein **Büchertablar** mit zwei gleich grossen Schubladen hergestellt. Besonders heikel war bei dieser Arbeit das Herausstechen des Holzes für die verdeckten Zinken.

Kinderspielzeug aller Art, elegante kleine Automobile aus Holz, im Zickzack verlaufende Rinnen für das lustige Kugelspiel und ähnliche Sachen wurden während einigen Wochen in den Sommerferien hergestellt, sorgfältig gebeizt oder bemalt.

Drei weitere Ferienwochen opferte ich für die Herstellung des Nussbaumtischchens mit Büchertablar und schräger Zeitungsablage, wobei fachmännisch gedübelt wurde. Das gefällige **Tischchen** steht, beladen mit Musiknoten, Blockflöten, Atlanten und Landkarten in meiner Wohnstube.

Ich bin überzeugt, dass mein Vater grosse Freude an dieser nebenberuflichen Tätigkeit als Schreiner hatte. Zur Zeit des zweiten Weltkriegs, 1939 -1945, wurde unser **Einfamilienhaus** an der Holzmattstrasse erbaut. Während ich im Aktivdienst weilte, schaute Maria zum Rechten, wenn ich Urlaub hatte, schreinerte ich, so oft ich konnte, nicht nur im neuen Haus, sondern auch im Hobelraum der Schule.

Im obern Stockwerk des neuen Hauses versah ich die abgeschrägten Nebenräume mit der benötigten **Täferung** und in der Schule schreinerte ich aus hellem Ahornholz ein solides **Kinderbett**, das ich wie das Tischchen in der Stube mit unserem Familienwappen versah.

Aus den noch übrig gebliebenen Täferungsbrettern konstruierte ich die **Truhe**, die noch heute in meiner Wohndiele steht. Das ganz spezielle an diesem „Möbelstück“ ist die schräge **Verzinkung** vorn, auf beiden Seiten. Mit den speziellen Schnitzwerkzeugen, die ich später meinem Enkel Adrian schenkte, brachte ich auch auf dieser Truhe das Familienwappen und die Jahreszahl 1943 an.

Auch die primitive „**Garderobe**“ darüber ist ein Werk meiner Hände. Damit die selbstgemachten Kleiderbügel aufgehängt werden können, erfand ich kurze, hölzerne Haken. Wer sich in meinem Einfamilienhaus umsieht, der findet noch manches, das ich selber herstellte, so z.B. die vielen Gestelle für die Bücher im Estrich und für die Schuhe, für die Pflanzenschutzmittel, die Dünger etc. im Keller.

Zwecks **Vollständigkeit** erwähne ich hier noch die weiteren Fortbildungskurse, die ich im Lauf der Jahre besuchte: 1938 Knabenturnkurs II. / III. Stufe in Baden und jede Woche von 1934 bis 1979 die Turnlektion des Lehrerturnvereins der Zürich-Stadt. Im Frühling 1963 absolvierte ich den Kurs für Leichtathletik und Spiele II. Stufe Mädchen, angeboten von der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich. In den Kursen 1965 und 1967 für Mädchenturnen III. Stufe in Winterthur waren auch Roswith Baer und Gina Matioli dabei, die damals miteinander in Aeugstertal unterrichteten.

Ganz speziell war der „Kurs für rhythmische Gymnastik, Singspiele und Volkstanz“, der im Herbst 1954 im Auftrag des Eidgenössischen Militärdepartements in Rapperswil veranstaltet wurde. In diesem Kurs war ich nicht nur Teilnehmer, sondern auch **Kursleiter**. Die Freude der Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den von mir vorgebrachten Volkstänzen war so gross, dass sie diese sogar auch abends in der Freizeit tanzten! Im Gasthaus, in dem wir untergebracht waren, gabs auch ein Klavier und unter den Kursteilnehmern einen guten Pianisten. Der spielte die Tänze und wir tanzten bis spät abends.

Ausser mehreren Turnkursen besuchte ich zur Winterszeit auch acht vom Schweizerischen Turnlehrerverein organisierte **Eislaufkurse**, die jeweils vom zweiten Weihnachtstag bis und mit 31. Dezember dauerten. Vier dieser Kurse, geleitet von Edwin Keller (genannt Eiskeller) fanden auf der Dolder-Eisahn in **Zürich** statt, und wir logierten jeweils im alkoholfreien Kurhaus Rigiblick an der Orellistrasse. Der erste der vier weiteren in **Basel** durchgeführten Eislaufkurse wurde ebenfalls von Edwin Keller geleitet, die drei restlichen von Ernst Zürcher.

Diese Kunstlaufkurse besuchte ich, als in Dietikon immer mehr Lehrer auftauchten, die Schüler-Skilager durchführen konnten, während die Stadt Zürich **Kunstlauflehrer** suchte. Die Wintersportferien von Zürich und Dietikon fanden stets gleichzeitig statt. Mit Maria und meinen beiden Buben reiste ich jeweils für ein Wochenende mit den zürcherischen Eislauflehrkräften nach **Engelberg**.

Dort wurde repetiert, was wir Eisläuferinnen und Eisläufer in den Weihnachtsferien gelernt hatten, die aus vier oder fünf Personen bestehenden Leiterteams wurden zusammengestellt und die **Lagerorte** der Stadt Zürich jedes Jahr neu verteilt.

Im Lauf der Jahre bildeten sich mehrere meist ziemlich gleich bleibende Teams. Blindenlehrer **Ernst Schaufelberger** leitete mit **Frau Landolf**, der Ehefrau des NZZ-Sportredaktors, mit **Frau Sinniger**, einer weiteren Kunstläuferin und mit mir Eislauflager für Schülerinnen der Stadt Zürich in Adelboden, Zuoz, Davos und Saas-Grund.

In diesen Lagern waren stets auch Frau Margrit Schaufelberger und meine ganze Familie dabei. Wenn in einem solchen Lager der Stadt Zürich noch einzelne Plätze frei waren, konnte ich diese mit **Schülerinnen aus Dietikon** auffüllen.

Vieles wäre aus diesen Kunstlaufagern zu erzählen! Einmal, in Zuoz schwärzten wir Glasscherben, denn eine **Sonnenfinsternis** stand bevor, ein andermal querte eine **Staublawine** unser Eisfeld, während wir darauf unsere Künste übten. Wir alle wurden mit grosser Wucht ans Drahtgitter geblasen. Die Schneewolke schadete uns aber gar nicht.

Etwas schlimmer war das Erlebnis, als wir in Saas-Grund richtig **eingeschneit** wurden. In der zweiten Wochenhälfte schneite es ohne Unterlass. Unser Eisfeld war bald einen halben Meter hoch mit so viel schwerem Schnee bedeckt, dass wir ihn nicht beiseite schaufeln konnten, und die Schneepflüge wurden in erster Linie für die Strassen gebraucht.

Wir unternahmen jeden Tag vormittags und nachmittags im Schneetreiben längere **Spaziergänge** und erfreuten uns an der frischen Alpenluft. Abends wurde in der Unterkunft fröhlich gespielt, (Jass, Schach, Brett- und Gesellschaftsspiele). Es wurde aber auch gesungen und einfache Volkstänze wurden eingeübt.

Gross war die **Freude** der Schülerinnen, als wir am Samstag nicht heimreisen konnten. Die Strasse zwischen Brig, Saas-Grund und Saas-Fee war noch nicht gepfadet, so dass der Postautoverkehr eingestellt werden musste. Weniger gross war die Freude unserer Gastgeberin, **Frau Butgener**. Wo lässt sich plötzlich in einem vom Nachschub abgeschnittenen Tal die Verpflegung für fünfzig Personen hernehmen?

Alle Gastgeber in Saas-Grund und Saas-Fee waren in der gleichen Lage wie Frau *Burgener*. Auch sie alle konnten ihre Feriengäste nicht abreisen lassen, benötigten also ihre vorrätigen Lebensmittel selber. Bekannte und Verwandte *Burgeners* halfen uns so gut als möglich aus. Mit viel Humor überstanden wir den zusätzlichen Samstag und den Sonntag. Die Schulpflege und sämtliche Eltern mussten natürlich sofort benachrichtigt werden.

Nur ein einziges Mädchen weinte, weil es nicht wie vorgesehen heimreisen konnte. Als endlich, am Montag, die Strasse nach Brig fürs Postauto wieder geöffnet wurde, waren wir die allerersten Feriengäste im Tal, die heimreisen konnten, denn der SBB-Angestellte, **Herr Burgener**, hatte bei der Bahn für uns gesorgt. Telefonisch hatte er einen Wagen im Schnellzug für uns reservieren lassen und mir zur Information der Eltern gesagt, wann wir zu Hause eintreffen würden. Ein einziger Anruf genügte, denn die Eltern in Dietikon verständigten sich gegenseitig.

Von der Bahn wurden wir sehr zuvorkommend bedient. Als wir in **Bern** eintrafen, eilten uns von verschiedenen Seiten her mehrere Angestellte entgegen und geleiteten uns zum **Schnellzug** nach Zürich, so dass wir nicht lange suchen mussten. Auf dem Weg zu diesem Zug erklärte mir einer der Angestellten, wir hätten im Zug einen eigenen Wagen. Vor der Ankunft in Dietikon, wo der Schnellzug extra für uns anhalte, mussten sich aber die Schülerinnen auf möglichst viele andere Wagen verteilen und bei möglichst vielen Türen so rasch als möglich aussteigen.

Der Eiskunlauf gehört nicht eigentlich zu meiner „handwerklichen Tätigkeit“, wohl aber **das Zeichnen und Malen**. In verschiedenen Weiterbildungskursen holte ich mir für die Schule brauchbare Anregungen, so 1959 im Kurs „Zeichnen und Verwendung der Wasserfarbe auf der Mittelstufe“, 1963 im „Zeichenkurs“ (Mai und Juni, 5 Abende), organisiert von der Sekundarlehrerkonferenz und 1970 „Zeichnen und Gestalten auf der Oberstufe“, veranstaltet vom Pestalozzianum Zürich.

In den „**Gartenbaukurs**“, der 1942, also während der Kriegszeit, für solche Lehrkräfte durchgeführt wurde, die sich mit Schülern im „Mehranbau“ betätigten, begleitete mich oft auch Maria, und sie besuchte an meiner Stelle die Kursnachmittage, wenn ich im Aktivdienst weilte. Herr **Wunderli**, der Kursleiter, wusste genau, wie mit Schülern am besten im Garten gearbeitet wird. Auch kannte er die **Pflanzzeiten** und die **Pflanzensorten** für die Schülergärten. Man gärtierte nämlich so, dass nichts in den Sommerferien geerntet werden musste!

Neben dem Zentralschulhaus und dem Weg entlang, wo heute allerlei Gebüsch wächst, befanden sich die **Gartenbeete der einzelnen Schüler**, und dort wo später ein Turnplatz war, und wo heute im neuen Pavillon einige Oberstufenklassen unterrichtet werden, bebaute ich mit Maria eine gute Are Land. Die Lebensmittel waren in der Kriegszeit streng rationiert, und wer keine in der Landwirtschaft tätige Verwandte und Bekannte in der Gegend hatte, war froh um jeden Zuschuss.

Ausser allerlei Gemüse pflanzten wir auch ein ziemlich grosses **Mohnfeld**, das zur Blütezeit wunderschön aussah. Wenn dann die Mohnkapseln reifen sammelten wir jeden Tag sorgfältig die grauen Sämchen in einem Stoffsäcklein, das wir mit unsern Fahrrädern nach Oetwil brachten, wo damals die „Öli“ in Betrieb war. Für unsere Mohnsamen bekamen wir ein Fläschchen Mohnöl.

Lebenslängliche Weiterbildung halte ich für eine Selbstverständlichkeit. Einige Kurse gehörten obligatorisch zur Lehrerausbildung, die meisten Kurse jedoch absolvierte ich ganz freiwillig, denn sie machten stets auch Spass und führten zu wertvollen Begegnungen.

Hier befasse Ich mich nach vielen Jahren wieder einmal mit den **freiwillig** von mir während meines Dienstes (1934-1984) an der Sekundarschule Dietikon besuchten Fortbildungskursen. Oft werden Lehrkräfte beneidet und spöttisch „**Ferientechniker**“ genannt., wobei der Spötter wahrscheinlich ans faule Herumliegen an einem schönen Badestrand denkt, was einer guten Lehrkraft aber gar nicht zuerst in den Sinn käme.

In der Tat, alle Ferienwochen wurden von Maria und mir stets sorgfältig geplant und gut ausgenützt. Neben Sing- Musik- und Volkstanzwochen, fanden stets auch die arbeitsreichen, gesundheitsfördernden Ferienkolonien, die Wintersportkurse, (die Ski-später die Eiskunstlauflager), die schönen Reisen in den Süden, nach Frankreich, Amerika und Skandinavien und die verschiedensten **Weiterbildungskurse aller Art** in den Ferien ihren Platz. Alle Schulferien wurden tatsächlich stets sehr gut geplant.

Im Jahr 1949 organisierte die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich einen Kurs für muttersprachlichen Unterricht in den Sekundar- und Mittelschulen. Herr Dr. Briner war damals Erziehungsdirektor. Später besuchte ich weitere **Kurse für Deutschunterricht** aller Art, z.B. für Gedichtbehandlung, für Bericht- und Aufsatzschreiben (Theo Marthaler, Martin von der Crone, u.a.). Diese Kurse organisierten der schweizerische und der kantonalzürcherische Verein für Handarbeit und Schulreform.

Als die **Gewerbeschule Dietikon** 1950 in den Abendstunden eine Lehrkraft für **Muttersprache und Korrespondenz** suchte, sprang ich ein und besuchte, um für die Aufgabe gut gerüstet zu sein, in Baden einen Sprachkurs für Gewerbeschullehrer, der vom „Bundesamt für Industrie, Gewerbe Arbeit“ angeboten wurde.

Den allergrössten Spass machte mir jedoch die Erteilung der **Abendkurse in Deutsch und Mundart für Ausländer**. Diese Kurse fanden vor etwa fünfzig Jahren statt, und es kommt noch heute vor, dass mich damalige Kursbesucher auf der Strasse grüssen. Einer dieser Ausländer konnte es einfach nicht begreifen, dass man bei uns „pfrau meier“ und nicht „die Frau Meier“ sagt. Für diese Mundartkurse fand ich grosse Hilfe beim „Verein Schweizerdeutsch“, Gruppe Zürich (Dr. Bleiker, Elgg).

Die Veranstaltungen dieses Vereins, die im Lavatersaal des Kirchgemeindehauses St. Peter in Zürich durchgeführt werden, besuche ich, wenn's in meinen Plan passt, noch heute sehr gern. Als er noch lebte, traf ich hier, bei diesen meist sehr interessanten Mundartvorträgen, gelegentlich Neffe **Cornelius**. Allerlei Interessantes über unsere Mundarten wird von Fachleuten vorgebracht, und oft lesen Mundartschriftstellerinnen oder Mundartschriftsteller aus ihren Werken.

Allerlei angenehme Erinnerungen steigen in mir auf, wenn ich an den 1959 von der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich für Englischlehrer organisierten „**Summer Vacation Course in the Phonetics of English**“ denke. Nicht nur die Schiffreise über den stürmischen Ärmelkanal, sondern auch die Bahnreise im Schnellzug von London nach **Edinburgh** brachte manchem Kollegen viel Neues.

Während auf dem gewaltig schwankenden Schiff, mehreren Kollegen speiübel wurde, so dass sie ungewollt die „**Fische füttern**“ mussten, überstand ich die Überfahrt ohne Beschwerden. Im Zug verpflegten wir uns nacheinander im Speisewagen. Als die erste Gruppe vom Nachtessen zurückkam, hörten wir allerlei vernichtende Urteile über die englische Ernährung.

Einige Kollegen erinnern sich bestimmt noch heute an das, was sie gar nicht essen konnten. Sie hatten etwas einigermassen Verständliches bestellt und sich reichlich mit der zur Verfügung stehenden **mint-sauce** bedient. Mit dieser in der Tat sehr scharfen Gewürzflüssigkeit hatten sie ihr ganzes Menu verdorben. Da ich vorgewarnt war, benützte ich diese Sauce nur tropfenweise, und siehe da, das Nachtessen war sehr gut und auch bekömmlich.

Die englische Ernährung ist in der Tat etwas eigenartig. Von Zeit zu Zeit, besonders vor, während und nach Festtagen kennt England die sogenannten „**bank-holidays**“. In diesen Tagen lassen die Briten Fremde, die sich ohne Familienanschluss in ihrem Land aufhalten, glatt verhungern. Jedes Kaufhaus und jedes Restaurant bleibt alsdann dicht geschlossen. Es ist ganz unmöglich, irgendwo etwas einzukaufen.

Aber: „Keine Regel ohne Ausnahme“: Mir wurde seinerzeit von Bekannten verraten, in welchen **Kunstgalerien** sich eine kleine geöffnete Kaffee-Ecke befindet, in der man in der Not doch noch etwas bekommen kann.

Auch essen die Engländer vor allem morgens. Da gibts **honeygrains** mit Milch, und zu Brot und Kaffee ausser Butter und **Orangenmarmelade** auch noch **Käse, Eier** und **Speck**. Das englische Frühstück ist eine „schwere Mahlzeit“, bedingt vielleicht durch die zehrende Meeresluft. Zur Mittagszeit und abends wird nur eine Kleinigkeit gegessen.

All dies wusste ich längst. Etwa dreissig Jahre vor der Reise mit dem Lehrerverein nach Schottland, schon während meines zur Sekundarlehrerausbildung gehörenden Aufenthalts in London, wurde an den von Schweizern besuchten Schulen und Kursen immer wieder das Thema „**Swiss food and English food**“ diskutiert.

In der Universität von Edinburgh studierten wir bei Prof. Dr. **David Abercrombie**, dem Leiter des Departements für **Phonetik**. Er hatte die Freundlichkeit, alle Lesestücke unseres offiziellen Englischlehrmittels aufs Tonband zu sprechen. Für einzelne Stücke zog er auch englische Kinder und Studentinnen bei, so dass wir unsern Schülerinnen und Schülern ganz verschiedene Personen mit korrekter Aussprache mittels Tonband vorführen konnten.

Professor Abercrombie besass in seinem Institut eine ganz **spezielle Maschine**, die, wenn er hineinsprach, auf einem grossen Bildschirm eine Kurve erzeugte, den Klang und die Betonung also in ein Bild verwandelte. Er sagte das englische Wort „**hammer**“, wir das deutsche „**Hammer**“, und es entstanden zwei stark verschiedene Kurven. Jeder Sekundarlehrer unserer Gruppe musste nun so lange das englische „hammer“ aussprechen, bis die erzeugte Kurve genau der des Professors entsprach, was recht grosse Mühe machte. So lernten wir mit vielen Beispielen, mit einzelnen Wörtern und ganzen Sätzen, die korrekte englische Aussprache.

In unserer Freizeit besuchten wir die Burg der Stadt, von der jeden Tag um 13 Uhr ein **Kanonenschuss** abgefeuert wurde. Da die Engländer und die Schotten sehr traditionsbewusst sind, ist das wahrscheinlich noch heute genau so. Wer unten in der Stadt den Schuss hört, zieht seine Taschenuhr hervor und richtet sie, wenn nötig.

An der Hauptstrasse, die vom Bahnhof, d.h. von der **Waverli Station**, am **Scotts Memorial** vorbei in die Stadt hinein führt, stehen die Geschäftshäuser alle auf der rechten Strassenseite. Dort ist auch **der Uhrenladen des Swiss watchmakers**. Die breite Schwelle der Eingangstüre ist aus Glas und darunter ist eine grosse sekundengenau laufende Uhr sichtbar. Oft bleiben hier die Passanten einen Augenblick stehen, um ihre Uhren zu richten.

Von der andern, der linken Strassenseite, wo kein einziges Haus steht, berichtete ich schon früher, als von den schottischen Tänzen die Rede war. Links führt ein recht hoher Abhang zu einem ebenen Gelände hinunter. Der ganze Abhang war damals stets sehr schön mit Blumen aller Art, vorwiegend mit Rosensträuchern, bepflanzt, und an den am Abhang hin und her führenden schmalen Wegen standen **in Einzelsitze abgeteilte Sitzbänke**, die alle mit dem Namen des Stifters versehen waren und wahrscheinlich immer noch sind.

Diese Bänke sind derart abgeteilt, damit ja kein Mensch dem andern zu nahe kommt. Jeder Engländer ist eben selber eine Art Insel.

Im Zug z.B. bleibt der Engländer während der längsten Reise stumm, wenn eine andere Person, die ihm nicht vorgestellt wurde, im gleichen Abteil sitzt. In der Schweiz oder in Italien würde mit einem Gegenübersitzenden bei der ersten Gelegenheit ein Gespräch entstehen. Von diesen in englischer Weise abgeteilten Sitzbänken aus blickten wir hinüber zur Burg und hinunter auf das ebene Gelände, wo zwei grosse Gebäude mit Sammlungen und Museen stehen, und wo ein **Musikpavillon** eine schöne **Tanzfläche** überragt.

Auf diesem Tanzplatz wird an schönen Sommerabenden auf verschiedene Weise getanzt. Mindestens einmal in der Woche zeigen hier spezielle Volkstanzgruppen ihre schottischen Tänze, die in der Regel in sogenannten **Sets** aus drei oder vier Paaren bestehen, was natürlich auf Anhieb nie ganz „aufgeht“.

Der bei den Musikanten im Musikpavillon stehende **Tanzleiter** hat die Übersicht. Je nach Bedarf ruft er dann. „Two couples are wanted,...here in front“ , „One couple is still wanted“, bis alle Sets vollständig sind. Manchmal rief er auch „A man is wanted“, und dann rannte ich zur Stelle, wo dieser Tänzer noch fehlte.

Wer die **schottischen Grundschritte** beherrscht und die typischen **Tanzfiguren** kennt, kann in einem Set dann mittanzen, wenn alle fünf oder alle sieben übrigen Tanzenden des Sets den entsprechenden Tanz beherrschen. Ich fand bei „poussette“, „cast off“, „cast up“, Reel of three“, „leading down the middle and up“ etc. stets den Weg, und meine Partnerin war begeistert.

Da in den gleichen Wochen mit unserm Phonetikkurs in Edinburgh ein Ärztekongress stattfand, fragte mich meine schottische Tänzerin: „**Are you perhaps a doctor?**“, und ich erklärte ihr, ich sei nur ein Lehrer und komme aus der Schweiz. Mehrere schottische Tänze seien mir als Mitglied einer „international“ tanzenden Volkstanzgruppe bestens bekannt. Natürlich staunte sie sehr!

Wir reisten auch ins schottische **Hochland** und zu verschiedenen schönen „Löchern“. So nannten wir die Seen, die z.B. „Loch Tay“ ,Loch Ludor“ und „**Loch Ness**“ heissen. Jeden Sommer tauchen neue Geschichten vom See-Ungeheuer „Nessy“ auf, das aber wahrscheinlich trotz allen Forschungen noch nie jemand wirklich gesehen hat.

In den schottischen Wäldern sah ich eine sehr schöne wildwachsende **Fuchsie** mit eleganten, schmalen Blüten. Als ich diese Sorte später in der Gärtnerei entdeckte, erstand ich ein Exemplar, dem es bis heute ohne jede Pflege in meinem Garten, an halbschattiger Stelle, sehr gut und gefällt.

Beeindruckend sind auch die eleganten Brücken über die breiten Flussmündungen, über den **Firth of Forth** und die bei Dundee, die **Brück' am Tay**, die uns an Theodor Fontanes Gedicht erinnert.

Ebenso erlebnisreich war im Sommer 1967 der ebenfalls von der Seklehrerkonferenz des Kantons Zürich in **Loches**, Frankreich, südöstlich von Tours (am Indre-Fluss) durchgeführte Französischkurs. Das alte, auf einer Anhöhe gelegene Städtchen ist von einer Ringmauer umgeben. Nur ein einziges Stadttor führt durch diese Mauer ins Innere der Siedlung.

Es ist erwiesen, dass einst auch **Jeanne d' Arc** in Loches war. Sie muss also wie wir die Mauer durch dieses einzige Tor gequert haben. Da wir etwas ausserhalb von Loches bei verschiedenen Familien wohnten, durchschritten wir das berühmte Tor jeden Tag mehrmals auf dem Weg zu unserer Weiterbildungsschule.

Ich wohnte mit Kollege **Ernst Senn** nördlich einer grossen Gärtnerei. Da ich damals in der Freizeit bei schönem Wetter noch fleissig aquarellierte, setzte ich mich gelegentlich auf den Randstein einer Strasse, was Kollege Senn störte. Er kaufte mir daher einen kleinen, ganz leichten Feldsessel, den ich heute noch besitze.

Wir besuchten auch all die schönen **Schlösser in der Gegend der Loire**. Die Erinnerungen daran vermischen sich jedoch mit den Erinnerungen aus andern Reisen nach Frankreich, bei denen wir auch diese Gegend streiften. Ein besonders romantischer Höhepunkt war „**Son et Lumière**“, eine künstlerisch gestaltete Nachtvorführung beim **Schloss Chenonceaux**.

Als **Ernst Senn** aus Mexiko, wo er wahrscheinlich einen Ferienaufenthalt verbracht hatte, nach Zürich zurückkam, da wusste er noch nicht, dass auch in der Schweiz Volkstänze existieren. Er fand dann aber doch irgendwie die Adresse des Volkstanzkreises Zürich und zeigte uns an einer Generalversammlung seine Fotos von mexikanischen Tänzen. Mit seiner Frau Elvira trat er anschliessend in den Tanzkreis ein.

Nach einigen Jahren gab er seinen Beruf als Sekundarlehrer auf und besuchte im Auftrag der „Schweizer Freunde der **S-O-S-Kinderdörfer**“ einige solche Dörfer, in denen bereits in verschiedenen Ländern nach den Ideen eines Östereichers namens **Gmeiner** Waisenkinder betreut wurden. Ein S-O-S-Kinderdorf besteht aus mehreren „künstlichen“ Familien. Einer geeigneten „Mutter“ aus dem betreffenden Land werden etwa acht Waisenkinder verschiedenen Alters zugeteilt. Jede Familie bewohnt ein eigenes Haus. Die Kinder besuchen aber die Schule des Kinderdorfs.

Nach Gmeiners System bleiben die Waisenkinder in ihrem eigenen Land, sie werden nicht wie die Kinder des „Kinderdorfs Pestalozzi“ in die Schweiz geholt. Als Ernst Senn genügend Erfahrungen gesammelt hatte, begann er in **Lima, Peru**, ein solches S-O-S-Kinderdorf aufzubauen. Da wir stets mit ihm in Verbindung blieben, erfuhren wir, was für schwierige Verhandlungen er mit den Behörden Perus führen musste, bis er das Land erwerben, die ersten Gebäude errichten und die „künstlichen Familien“ bilden und einziehen lassen konnte.

Mit den Jahren wurden die Kinder seines Dorfes älter. Ernst Senn suchte ihnen **Lehr- und Arbeitsstellen**, brachte sie selber mit seinem Auto an ihre Weiterbildungsplätze und holte sie auch von dort wieder zurück ins Kinderdorf. Von Zeit zu Zeit, alle zwei oder drei Jahre, besonders, wenn ein Glied seiner eigenen Familie den Arzt oder Zahnarzt aufsuchen musste, kam die Familie Senn für kurze Zeit in die Schweiz.

Bei jedem dieser Aufenthalte sahen wir Ernst und Elvira im Tanzkreis und sie besuchten uns auch in Dietikon. Immer wieder unterstützten wir diese S-O-S-Kinderdörfer auch finanziell. Bei Marias Beerdigung z.B. kamen mehr als 2000.- Franken zusammen. Ernst Senns Tochter besuchte die Mittelschule in Zürich und studierte auch an unserer Universität. Sie wurde **Tierärztin** und kam auch eine Zeit lang zu den Proben des Volkstanzkreises.

Gelesen: „Tells Tochter“ von **Eveline Hasler**. Die Überschrift des soeben (Herbst 2004 bei Nagel & Kimche, Zürich, zum Preis von 36.- Franken) erschienenen Romans lässt an Wilhelm Tell denken, mit diesem und mit dessen Familie hat die erzählte Geschichte aber nichts zu tun. Die Verfasserin erzählt vielmehr von der Berner Patriziertochter **Julie Bondeli**.

Wie bei Wilhelm Tell geht es auch in der Zeit dieser „Barettltochter“ Julie Bondeli um die **Freiheit**. Die damals in Bern regierenden Familien beanspruchten je länger umso mehr Rechte, und dagegen entstand berechtigter Widerspruch. Julie wäre für einen begabten Bürger eine „gute Partie“ gewesen. Durch die Heirat mit ihr hätte er in den Kreis der Regierenden aufsteigen können. Doch Julie war eine Gelehrte, die nicht heiraten wollte.

Aus der durchwegs positiven Würdigung des Romans in der NZZ zitiere ich den Anfang: „*Die Bernerin Julie Bondeli (1731-1778) dürfte, falls überhaupt, heute bekannt sein als kurzzeitige Liebe von Christoph Martin Wieland. Ihr Vorbild war Emilie du Châtelet, die Freundin Voltaires. Sie hat mit dem Arzt und Dichter Johann Georg Zimmermann korrespondiert; Goethe und Sophie La Roche sprachen bewundernd von ihr.*“

Aufgeklärte Weiblichkeit

Eveline Hasler erzählt von Julie Bondeli

Die Bernerin Julie Bondeli (1731–1778) dürfte, falls überhaupt, heute bekannt sein als kurzzeitige Liebe von Christoph Martin Wieland. Ihr Vorbild war Emilie du Châtelet, die Freundin Voltaires. Sie hat mit dem Arzt und Dichter Johann Georg Zimmermann korrespondiert; Goethe und Sophie La Roche sprachen bewundernd von ihr. Rousseau, für den sie immer wieder eintrat, hat sie besucht; Lavater hat mehrere Wochen bei ihr gewohnt. Sie ist vergessen worden, dabei schrieb sie einmal Zeitgeschichte. Ihr Hauslehrer war Samuel Henzi, der jenes Tell-Drama verfasste, in dem eine Tochter den Apfel auf dem Kopf trägt. Julie Bondeli mag sein Modell gewesen sein. Im Sommer 1749 wird der aufrechte Mann als Rädelsführer des Berner Aufstandes hingschlachtet, für Lessing sofort ein Dramenstoff. Als das Fragment 1753 veröffentlicht wurde, wandte sich Albrecht von Haller im Auftrag des Berner Rats an den deutschen Dichter und legte ihm nahe, er möge das Stück doch besser sein lassen.

In ihrem neuen Roman «Tells Tochter. Julie Bondeli und die Zeit der Freiheit» entfaltet Eveline Hasler das Milieu des vorrevolutionären Bern und wagt sich an ein verschwundenes Frauenleben. Sie hat in verschiedenen Bibliotheken und Archiven zwischen Bern und St. Gallen, Biberach und Burgdorf recherchiert und historische Familien- und Genre-Tableaus ausgearbeitet. Die zwölf Kapitel öffnen sich wie Tagebuchblätter, wobei die Chronologie (der Text beginnt im Januar 1761 mit dem ersten Besuch des Arztes Zimmermann bei der schwindsüchtigen dreissigjährigen Julie) immer wieder unterbrochen wird durch zurückliegende Szenen (vom freien Klassenzimmer unter den Ulmen, wo Henzi die Kleine in Philosophie und Mathematik unterrichtet, bis zum flüchtigen Glück der jungen Frau mit Wieland im Zedernschatten).

Eveline Hasler kennt ihre historischen Gestalten, und sie setzt alle Geduld daran, noch die am weitesten verzweigten Verwandtschaftsbeziehungen, politischen Animositäten, philosophisch-dichterischen Neidereien und modischen Salon-Divergenzen zu dokumentieren. Als Meisterin des Zeitkolorits rundet sie appetitlich die Décolletés der Bernerinnen und lässt das Handgewobene aus dem Emmental züchtig fallen, sie evoziert den Lavendelduft alter Möbel und den Geruch der Essigsöckchen, die die Mutter ihren fiebernden Kindern überzieht. Und wer bei ihr das Wort «Barettlitochterjäger» gelernt hat, ist schon ein Insider vergangener Heiratspolitik. Auch im Zeitalter von Google kann ein Roman lehrreich sein, ja Bildungsgut angenehm vermitteln. Immer wieder belegen historische Quellen (in Kursivschrift) die erzählten Passagen. Dabei entsteht ein Diorama-Effekt. Der Leser liest sich durch Kulissen. Lebensgross stehen die Figuren da, mit jener heilen, malvenfarbenen Anmut, die an alte Papierausschneidekunst und verblässende Echthaarpuppen erinnert. Eveline Hasler stellt ihre Helden vor, sie referiert, was sie denken, sie schickt sie nicht los mit der freien Energie einer eigenen Imagination. Das mag ein Mangel sein. Ebenso gut aber liesse sich diese sorgfältige Zurückhaltung als kluge, dem historischen Genre gemässe poetische Grazie verstehen.

Angelika Overath

Eveline Hasler: Tells Tochter. Julie Bondeli und die Zeit der Freiheit. Roman. Verlag Nagel & Kimche, Zürich 2004. 253 S., Fr. 36.–.

Bern zur Zeit der Aufklärung

Neuer Roman Eveline Haslers «Tells Tochter»

Eveline Hasler ist eine Chronistin. Das hat sie bereits mit ihrem ersten Roman «Anna Göldin, Letzte Hexe» bewiesen, mit dem die Kinderbuchautorin 1982 in die Lesewelt der Erwachsenen trat. Es folgten vier weitere historische Romane, zwei davon – «Die Wachsfügel» und «Die Vogelmacherin» – stellten eine Frauengestalt in den Mittelpunkt.

Diesen Sommer nun hat Eveline Hasler ihren sechsten Roman publiziert. Es ist wieder ein «Frauen»-Roman. Er heisst «Tells Tochter». Im Mittelpunkt steht die Berner Patriziertochter Julie Bondeli (1731–1778), die sich als Kind schon durch Eigenwilligkeit und Neugier auszeichnet. Julie liest viel, interessiert sich auch für Mathematik und Astronomie, führt später einen beachteten Lesezirkel, schätzt Voltaire und verehrt Rousseau, korrespondiert mit der geistigen Elite Europas und weigert sich standhaft zu heiraten. Unterrichtet wird Julie vom Dichter Samuel Henzi, einem Aufklärer und Kämpfer für die Rechte der Bürger, der am 17. Juli 1749 hingerichtet wird. Was man von Henzi auch weiss: In einem Theaterstück über Wilhelm Tell stellt er dem Urner Freiheitshelden eine Tochter zur Seite. Tells Tochter eben.

In dieser Zeit der Aufklärung und



Auflehnung, in dieser von der Aristokratie geprägten Berner Welt wächst Julie Bondeli auf. Sie mischt sich ein, kämpft für die Rechte der Frau, zieht sich dann aber nach dem Tod der Eltern nach Neuenburg zurück, wo sie 47-jährig und unverheiratet an Schwindsucht stirbt und bald vergessen geht.

Eveline Hasler hat sie literarisch geweckt. Sie ist dabei tief ins 18. Jahrhundert getaucht und hat mit Julie Bondeli nicht nur eine faszinierende Persönlichkeit porträtiert. Ihr Roman ist sowohl Zeitkolorit wie auch ein Stunden dauernder, spannender Geschichtsunterricht.

*Rousseau, für den sie immer wieder eintrat, hat sie besucht; Lavater hat mehrere Wochen bei ihr gewohnt. Sie ist vergessen worden, dabei schrieb sie einmal Zeitgeschichte. Ihr Hauslehrer war **Samuel Henzi**, der jenes Tell-Drama verfasste, in dem eine Tochter den Apfel auf dem Kopf trägt. Julie Bondeli mag sein Modell gewesen sein. Im Sommer 1749 wird der aufrechte Mann als Rädelsführer des Berner Aufstands hingschlachtet, für Lessing sofort ein Dramenstoff. Als das Fragment 1753 veröffentlicht wurde, wandte sich Albrecht von Haller im Auftrag des Berner Rats an den deutschen Dichter und legte ihm nahe, er möge das Stück doch besser sein lassen.“*

Der durchaus lesenswerte Roman zeigt, dass die überheblichen **Berner Patrizier** mit Henzi eindeutig den Falchen enthaupten liessen. Eveline Hasler schildert eindrücklich die Zeit kurz bevor in Bern die Herrschaft der wenigen „herrschenden Familien“ zu Ende ging.

Die Fernsehsendung **Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker** wird jedes Jahr in aller Welt von Millionen Zuschauern gehört und gesehen. Um die Mittagszeit des ersten Januars erklingt die fröhliche **Wienermusik** und dazu tritt, meist in prächtigen Palästen und Gärten, das **Ballett** der Wiener Staatsoper auf.

Am Neujahrstag der Jahre 1990 bis und mit 2001 kopierte ich jeweils die prächtige **Sendung auf Videokassette**. Das ergab vier Kassetten mit je drei Konzerten. Im Jahr 2002 wurde die Sendung aber ganz beträchtlich verlängert, indem während einer langen Konzertpause allerlei Schönes aus Österreich gezeigt und kommentiert wurde. Es hatte folglich nur noch ein einziges Konzert auf der Kassette Platz, und genau gleich erging es mir im Jahr 2003, so dass ich an Neujahr 2004 und 2005 das prächtige Konzert nicht mehr überspielte. Meine Sammlung umfasst also nur vierzehn schöne Neujahrskonzerte der Wiener Philharmoniker.

Am Neujahrstag 2005 dauerte das „**Konzert mit Erweiterung**“ von 11 Uhr 15 bis 13 Uhr 45, also ganze zweieinhalb Stunden. Das fürchterliche Erdbeben mit der alles vernichtenden Flutwelle, die auf Sri Lanka, in Indien, in Thailand und auf Sumatra am 26. Dezember 2004 **unvorstellbares Leid** verursachte, beeinflusste auch das kurz nach der Katastrophe stattfindende Neujahrskonzert. Auf den Abschluss mit dem Radetzky-Marsch wurde diesmal verzichtet.

Als im ganzen ersten Teil kein **Ballett** auftrat, vermutete ich schon, man wolle auch hierauf dieses Jahr ganz verzichten. Dies war aber nicht der Fall. Am Schluss des zweiten Teils, zum Strauss-Walzer „An der schönen blauen Donau“, trat das berühmte Ballett in langen dunkelblauen Röcken auf.

Dirigent **Lorin Maazel** richtete auch einige Worte ans Publikum in Wien und ans Millionen-Fernsehpublikum in aller Welt. Er sagte deutsch und englisch: „Was Natur und Menschen zerstört haben, das soll alles wieder gut gemacht werden. Fünf Millionen Leute brauchen Hilfe, und dazu wollen auch wir Philharmoniker etwas beitragen.“ Maazel, ähnlich wie jeweils der Papst in seiner Neujahrsansprache, wünschte der Welt in mehreren Sprachen alles Gute und überreichte der Hilfsaktion einen Gutschein für 115 000 Euro.

Seit einigen Jahren führt auch die **Stadt Dietikon** ein „**Neujahrskonzert**“ durch. Zu diesem wird jeweil auf den 2. Januar, 11 Uhr, in den Parlamentssaal des Stadthauses eingeladen. Als ich letztes Jahr eine Viertelstunde vor Konzertbeginn eintraf, da waren schon alle Plätze besetzt und die ausserdem verfügbaren Stühle herbeigeschleppt, so dass ich mich auf eine Treppenstufe der Galerie setzen musste. Der Andrang ist wahrscheinlich so gross, weil der Eintritt **gratis** ist und weil anschliessend bei einem **Apéro** mit vielen Bekannten geplaudert werden kann, eine willkommene Gelegenheit, ihnen ein gutes neues Jahr zu wünschen.

Dieses Jahr spielte im Stadthaus Dietikon das 1990 gegründete „**Schweizer Oktett**“, in dem auch die Dietiker **Florian Walser** und **Gallus Burkard** mitwirken. Als ich kurz nach halb elf Uhr beim Parlamentssaal eintraf, waren die Türen noch geschlossen, aber im Gang und im Treppenhaus plauderten bereits viele Leute. Ich begrüßte verschiedene Bekannte aus der Schule und aus der Kommission für Heimatkunde.

Als schliesslich die Türen geöffnet wurden, fand ich diesmal ohne Mühe einen guten Platz. Die dargebotene schweizerische **Volksmusik** stand unter dem Motto „Verliebt i Züri“. Die Stücke, teils aus der Sammlung von Hanny Christen, ausgestaltet und erweitert, teils von Florian Walser und Fabian Müller selber komponiert, fanden grossen Anklang. Es spielten die Berufsmusiker Jens Lohmann und Elisabeth Harringer (Violine), Michel Willi (Viola), Jonas Iten (Cello), Gallus Burkhard (Kontrabass), Florian Walser (Klarinette), Lorenz Raths (Horn) und Matthias Bühlmann (Fagott).

Es handelte sich um eine Art „**städtische Volksmusik**“ mit Titeln wie „Uf em üetliberg“, „Narrenpolka“, „Spanischbrötlibahnschottisch“, „Verliebt i Züri“, etc. Das „Schweizer Oktett“ wird an Pfingsten 2005, am 14., 15. und 16. Mai, im Kloster Fahr fünf klassische Konzerte (Beethoven, Mozart, Bach und Schubert) bestreiten.

Mitten im Konzert sprach **Stadtpräsident** Bohnenblust zu den Anwesenden. Er wünschte allen ein gutes, neues Jahr, zeigte Betroffenheit und äusserte Anteilnahme am Riesenunglück, das kurz nach Weihnachten 2004 Südostasien mit einer dreissig Meter hohen **Flutwelle** verwüstete.

Der Stadtpräsident schilderte anschliessend die nächsten grossen Aufgaben unseres Gemeinwesens: Neugestaltung des Kirch- und Marktplatzes, Wirtschaftsförderung, Integration der 40% Ausländer, die in unserer Stadt wohnen, Kinderbetreuung etc. Sparen sei wichtig, aber falsch, wenn dadurch umso grössere Folgekosten entstehen.

Nach dem Konzert war ein grosses Gedränge im Foyer des Stadthauses, wo von der Stadt ein **Apéro** gestiftet wurde. So bald als möglich, es war ja schon bald ein Uhr, verliess ich das unverbindliche Geplauder, ohne Snacks, Bürgerwein oder Orangensaft zu beanspruchen.

Lieber Leser dieser Zeilen, die ich nicht nur **zu meiner eigenen Unterhaltung** schreibe, ich nehme an, dass **du** (neuerdings „klein“ geschrieben) gelegentlich ein wenig Zeit findest, zu studieren, was hier steht. Beim Erzählen denke ich oft ganz persönlich an **dich**.

Da ich siebzehn Jahre lang nebenamtlicher **Berufsberater für Knaben** in Dietikon war, besuchte ich auch in diesem Zusammenhang mehrere Ausbildungskurse. Weiterbildung in der Beurteilung der Knaben benötigte ich nicht, wohl aber in der Berufskennntnis. Mein Vorgänger, Oberstufenlehrer, Herr Ulrich, unterrichtete die siebte und die achte Klasse der Primarschule. Seine ganze Beratertätigkeit bestand darin, jedes Frühjahr seinen eigenen Schulabgängern Lehr- und Arbeitsstellen zu vermitteln, die ihm in der Regel von der „Wagi“ in Schlieren und von einigen Firmen in Dietikon angeboten wurden.

Die **Berufsberatung Dietikon** befasste sich in den Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts nur mit den Knaben. Wenn selten einmal Eltern für ein Mädchen Beratung benötigten, dann durften sie sich an die Beratungsstelle der Stadt Zürich wenden. Die Berufsberatungskommission Dietikon bestand aus einem Schulpfleger (Herr Albrecht), einem Abgeordneten der Bezirksjugendkommission und dem Berater für Knaben (Herr Ulrich).

Da ich nicht nein sagen konnte, war ich in die **Jugendkommission des Bezirks Zürich-Land** gewählt und von dieser in die Berufsberatungskommission Dietikon abgeordnet worden. Einen Bezirk Dietikon gab's damals noch nicht.

«Verliebt i Züri» ins neue Jahr

Dietikon Neujahrskonzert mit dem Schweizer Oktett

Gut begann das neue Jahr in Dietikon. Am Konzert mit dem Schweizer Oktett mit anschliessendem Apéro sah man lauter zufriedene Gesichter. E.T.

HELEN BUSSLINGER

3. 1. 2005

Das der Gemeinderatssaal am zweiten Neujahrstag aus allen Fugen zu geraten scheint, hat in Dietikon Tradition. Diesmal verstand es das Schweizer Oktett mit den Dietikern Gallus Burkard und Florian Walser ihr Publikum zu begeistern. Wen kümmerte es, ob die vorgetragenen Stücke zur Volks- oder Salonmusik gehören! Die Grenzen zwischen U- und E-Musik fielen einfach weg. Man genoss die Musik der acht Köpfer mit ihren lustigen und lüpfigen, schwärmerischen und melancholischen, kraftvollen und zarten Melodien und Rhythmen.

Kurz und konzentriert

Volksmusik zeichne sich dadurch aus, dass in konzentrierter Form die Melodien und Rhythmen Gestalt bekommen, sagte der Klarinetist Florian Walser in seiner Einführung. In knapper Form teilte er mit, welche Polkas, Schottisch, Walzer und Mazurkas gespielt wurden. Dass das Schweizer Ok-



Im Stadthaus Nach dem Konzert vergnügte man sich bei Apéro und Neujahrswünschen. BUS

tett mit den eigenwilligen Vertonungen heute zur Spitzenklasse gehört, weiss bald jedes Kind.

Stadtpräsident Hans Bohnenblust rief in seiner ebenso kurzen wie reichhaltigen Rede das grosse Leid in Erinnerung, das Menschen in aller Welt im Zusammenhang mit den Flutkatastrophe in Asien beschäftigt und bekümmert. Bohnenblust lud die Neujahrsgäste ein, sich mitten in ihrer Anteilnahme und Trauer durch ausgewählte

Musik trösten zu lassen. Er erwähnte die Sorge des Stadtrates um Integration, Solidarität und gutes Zusammenleben in Dietikon und nahm Bezug auf die neuesten Pläne der Stadt.

Eklatante Spiellust

Nach der Ansprache widmete man sich wieder ganz dem Musikgenuss, den Gallus Burkard, Matthias Bühlmann, Lisa Harringer, Jonas Iten, Jens Lohmann, Lorenz Raths und Florian Walser und Michel Willi darboten. Beim Anhören des Walzers «Verliebt i Züri» geriet man im Saal ins Träumen, der «Narre-Polka» war auf eine gute Art närrisch, beim Anhören des Stückes «D Spanisch Brötli Bahn» durfte gelacht werden. Gallus Burkard hatte das Stück «Für de Ueli» arrangiert, in dem sogar gesungen wurde.

Florian Walser würdigte die Verdienste des Komponisten Florian Müller, der die meisten Stücke arrangiert hat. Gallus Burkard und Florian Walser sind ebenso für originelle Arrangements verantwortlich, die vom Publikum besonders herzlich beklatscht wurden. Beim anschliessenden Apéro wurden Neujahrswünsche ausgetauscht und es wurde erwähnt, dass die Einladung des Stadtrates zum Neujahrskonzert unschlagbar sei und fortgeführt werden solle.

Ganz ähnlich war die Berufsberatung in den andern **Landgemeinden**, z.B. in Zollikon und in Schlieren geregelt, und mit den Beratern dieser Gemeinden durfte ich alle **Betriebsbesichtigungen** besuchen, welche Zürich organisierte. So bekam ich Einblick in die verschiedensten Betriebe. Die vorzüglich organisierte stadtzürcherische Berufsberatung unter der Leitung Herrn Böhnis unterstützte uns „Nebenamtliche“ mit Adressen und vielerlei Fortbildungsmöglichkeiten. Wir durften auch das bewährte Büromaterial der Stadt Zürich, z.B. die praktischen taschenartigen Mäppchen für die Einzelfälle, benützen.

Böhni war damals in der vorbildlichen Berufsberatung Zürich eine wichtige Person. Seine Weiterbildungskurse, die er für die „Nebenamtlichen“ des Kantons Zürich jeweils am schulfreien Mittwochnachmittag im psychologischen Institut Zürich durchführte, waren meist gut besucht. Ich erzählte schon früher, wie er einst zornig wurde und ganz „unpsychologisch“ davonlief, als an einem heissen Sommernachmittag mehrere Kursteilnehmer fehlten.

Ein anderer „**Pionier der Berufsberatung**“, dessen Namen ich leider vergass, amtierte damals im Zürcher Oberland. Wenn dieser stets Brissago-Zigarren rauchende Herr in einem niedrigen Gasthauslokal einen Vortrag hielt, dann rauchten stets auch noch viele der Zuhörer, so dass der Referent durch den dichten Rauch hindurch kaum mehr zu sehen war, eine Tortur für die wenigen Nichtraucher. Die Vorträge und Diskussionen jedoch waren stets sehr anregend und nützlich.

Der Schweiz. Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge gab eine lesenswerte Zeitschrift heraus, die ich jeweils genau studierte. Ich besuchte auch einige von diesem Verband organisierte Kurse, in denen ein Herr **Giesker** eine wichtige Rolle spielte. Vom Kurs in **Wallenstadt** weiss ich nur noch, dass hier an jedem Abend bis spät abends, oft bis nach Mitternacht diskutiert wurde.

Einer dieser Kurse fand zur Sommerszeit im **Baselbiet**, in einem abgelegenen Kurhotel, statt. Die teilnehmenden Berufsberater aus dem Kanton Graubünden benützten die Nähe der Stadt Basel fleissig zu Kino- und Theaterbesuchen, auf die sie in ihren abgelegenen Dörfern verzichten mussten.

Ein Baselbieter der organisierte Wanderungen zu Aussichtspunkten, wo wir in der Wiese lagerten und plauderten. Anschliessend streiften wir in lauer **Sommernacht** bis zur Morgendämmerung im Schwarm durch einen ausgedehnten Wald. Da sah ich, was ich in meinem ganzen bisherigen Leben noch nie gesehen hatte. Ich war etwas zurückgeblieben und eilte den andern nach, um den Anschluss nicht zu verlieren. Ich hätte ja den Weg zurück ins Kurhotel allein nur sehr schwer gefunden. An einer etwas dunkeln Stelle umarmten sich eine Berufsberaterin und ein Berufsberater. Die beiden küssten sich eng umschlungen und vergassen dabei die ganze Welt. Heute kann man „solches“ bei heiter-hellem Tag jederzeit sehen, auch ist das Küssen im Laufe der Jahrzehnte zu einer ziemlich banalen Alltäglichkeit geworden.

Sehr schön war der Kurs in **Monteux**, wo wir Teilnehmer in einem Nobelhotel mit schöner Aussicht auf den Genfersee untergebracht waren. Was ich in all den Kursen neben der erforderlichen Berufskennntnis in erster Linie lernte war **das Vorgehen** während den einzelnen Beratungen. Es geht bei diesen Beratungen nicht darum, dem Ratsuchenden zu sagen, welchen Beruf er erlernen soll. Er muss durch die Besprechungen, durch die Vermittlung von geeigneter **Literatur** und von „**Schnupperlehren**“ in die Lage versetzt werden, seinen Beruf selber zu wählen. Die vielen benötigten Schriften und Adressen wurden mir stets bereitwillig von der Berufsberatungsstelle Zürich verschafft.

Als die Zahl meiner Beratungsfälle auf mehr als zweihundertfünfzig im Jahr angestiegen war, und als auch meinen Kollegen in Zollikon und Schlieren ähnlich überlastet waren, da tauchte in der Bezirksjugendkommission der Gedanke auf, für den Bezirk Zürich-Land ein **Vollamt** zu schaffen.

Zuerst wurde ich angefragt und intensiv „bearbeitet“. Man wollte mich unbedingt zum vollamtlichen Berufsberater wählen. Ich erbat mir **Bedenkzeit** und überlegte hin und her. Als Bezirksberufsberater wäre ich für alle Landgemeinden des Bezirks Zürich zuständig gewesen. Um mir die Entscheidung leichter zu machen, kam jemand auf den Gedanken, Zollikon dem Stadtbezirk zuzuordnen. Auch sollte das Jugendsekretariat in Dietikon ausgebaut werden und eine Beraterin für die Mädchen der Landgemeinden bekommen.

Ich erkannte aber bald deutlich, dass die vielseitigere Arbeit eines Sekundarlehrers gleichmässiger aufs ganze Jahr **verteilt** ist, und dass der Schulunterricht mit seinem reichen Stundenplan, mit Sprachen, Geschichte, Zeichnen in gemischten Klassen und mit Turnen für Mädchen **vielseitiger** ist, als die beständige Beratung von Knaben mit ihren Eltern.

Die nebenamtliche Berufsberatung hatte aber auch ihre Vorteile. Als Lehrer kam ich mit vielen Eltern ins Gespräch, und in den Berufsberatungsstunden wurden natürlich stets auch andere Schul- und Erziehungsfragen erörtert.

Als ich mich entschieden hatte, Sekundarlehrer zu bleiben, wurde die Stelle in den Berufsberater-Zeitschriften ausgeschrieben, und bald trafen viele Bewerbungen bei der Bezirksjugendkommission ein. In vielen Sitzungen besprachen wir die Anmeldungen, luden auch die qualifiziertesten Bewerber zu Gesprächen ein. Schliesslich wählten wir den dipl. Berufsberater **Arthur Müller**, der sich mit allen seinen Fähigkeiten für die Sache, insbesondere auch für die immer wichtiger werdende **Laufbahnberatung Erwachsener**, einsetzte.

Heute befindet sich die gut ausgebaute Berufs- und Laufbahnberatungsstelle der Bezirke **Affoltern und Dietikon** „In der Luberzen“ Nr. 42, Urdorf. Aus ihr und aus dem Jugendsekretariat Dietikon erscheinen regelmässig Zeitungsartikel im „Limmattaler Tagblatt“.

Komponisten:

François Joseph Gossec. Auf dem Konzertprogramm steht noch: „1734-1829“, sowie die Überschrift des Musikstücks, „Overture in G-Dur“, für Orchester arrangiert von Edgar Hunt., und weiter erfahren Spieler und Zuhörer meist nichts. Man kann gerade noch ausrechnen, dass Gossec 95 Jahre alt wurde. Dirigent Weltin erklärt jeweils dem Publikum am Konzert die einzelnen Musikstücke, bevor wir sie spielen. Doch wir Musiker hinter seinem Rücken verstehen nicht recht, was er sagt. So erwacht das Bedürfnis mehr und Genaueres zu erfahren. Das Lexikon, wenn überhaupt, liefert ausser dem, was man schon weiss, meist nur spärliche Angaben. Gossec z.B. war ein „Pariser Komponist und Konzertmeister, stammte aus Belgien, war Sängerknabe, Geiger, und Leutnant.“

Jean Baptiste Lully (1632-1687) kam zwölfjährig von Florenz als Küchenjunge an den Pariser Hof Ludwigs des XIV, wurde Musikpage, schliesslich Mitglied der „24 Violons du Roi“ und 1652, also zwanzigjährig, deren Dirigent und Hofkomponist. Er war Musiklehrer der königlichen Familie. In seinem Eliteorchester legte er grossen Wert auf weichen Klang der Instrumentalmusik und schrieb erstmals den **Dämpfer** vor. Ausser Tafel-, Tanz- und Kammermusik leitete er Orchesteraufführungen, komponierte Opern, Ballett- und Chormusik und begründete die französische Nationaloper.

Zu Lullys Zeiten war offenbar **das Dirigieren** mit einem kleinen Dirigententab noch nicht bekannt. Der Leiter des Orchesters spielte mit und verständigte sich durch Zunicken. Wenn Lully dirigierte, verwendete er einen langen, schweren Stock, mit dem er im Takt auf den Boden klopfte. Einmal traf er dabei seinen Schuh, durchstach ihn und verletzte seinen Fuss. Es entwickelte sich eine Blutvergiftung (Infektion), an der er fünfundfünfzigjährig in Paris verstarb. Im Konzert vom Sonntag, 21. November 2004, spielte ich mit dem Seniorenorchester Baden Lullys Stück „Le Soupé du Roi“ (fünf Sätze) arrangiert von Hans P. Keuning.

André Ernest Grétry, kam am 8. Februar 1741 in Lüttich zur Welt, holte seine musikalische Ausbildung in Rom bei Casali und begab sich 1768 nach Paris, wo er mit seiner komischen Oper „Le Huron“ und mit „Lucile“ 1769 grosse Erfolge erzielte. Später schrieb er noch gegen 50 weitere Opern und allerlei andern Kompositionen. 1795 wurde er zum **Inspektor des Konservatoriums** und 1796 zum **Mitglied des „Institut de France“** ernannt. Von Napoléon I. bekam er eine Pension, die ihm erlaubte sich aufs Land nach Montmorency bei Paris zurückzuziehen, wo er das Landhaus J.J. Rousseaus erwerben konnte.

Mit seinen drei Bänden „**Mémoires ou essais sur la musique**“ von denen der erste 1789 erschien, wurde Grétry auch als Schriftsteller bekannt. Er starb am 24. September 1813 in Montmorency. Paris benannte eine Strasse nach ihm und seine Vaterstadt errichtete ihm eine Statue.

Von diesem Komponisten spielten wir „Ballettmusik aus „La rosière republicaine“ (1794) die Sätze „Danse légère - Gavotte gracieuse - Contredanse - Romance - Danse générale - Pas de trois - Allegretto (Carmagnole).“

Mein **Gedichtbuch** aus der Sekundarschule war voller Bleistiftnotizen, die ich bei der Vorbereitung der bevorstehenden Gedichtstunden ins Buch hineinschrieb. Als ich das Buch letztthin wieder einmal zur Hand nahm, stellte ich beim Durchblättern fest, dass ich - ausser den spannenden Balladen - vor allem die Gedichte des Kapitels „Leise Stunden“ und „Unsere Lieben“ gründlich behandelte und jetzt, bei erneutem Lesen, ganz anders, vor allem viel stärker als damals, erlebte.

Spannend war auch, festzustellen, bei welchen auserwählten Gedichten ich damals im Inhaltsverzeichnis ein **Bleistiftkreuzchen** anbrachte. Es sind noch heute nach meiner Ansicht die „gefühlsstärksten“. Da mich die Verschandelung des Buches störte, radierte ich sorgfältig alle Bleistiftnotizen weg; die vielen zu den Gedichtbesprechungen gehörenden Zeitungsausschnitte jedoch liess ich im Buch.

Ein Beispiel: Beim stimmungsvollen Gedicht „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen...“ von Matthias Claudius liegt eine **Parodie aus der NZZ**, die am 20. Juni 1987 erschien.

Das „Abendlied“ in der NZZ, unterzeichnet „Quentin Quest“ lautet: „ Der Mond ist aufgegangen, / Die Neonröhren prangen / In Strassen hell und klar. / Der Mensch sieht fern und schweiget, / Und aus den Städten steigt / Die Luftverschmutzung wunderbar.

Wie ist der Wald so stille / Und in der Abgashülle / So kränklich und so hold! / Als eine Grabeskammer, / Wo ihr den Umweltjammer / Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? - / Er ist im Smog zu sehen / Und ist doch rund und schön! / So sind wohl manche Sachen, / Die wir als blöd belachen, / Weil wir nur noch den Bildschirm sehn.

Wir Autofetischkinder / Sind eitle arme Sünder / Und wissen gar nicht viel; / Wir spinnen Wortgespinste / Und nutzen Ausredkünste / Und kommen weiter von dem Ziel.

Lasst uns aufs Auto schauen, / Dem Fahrvergnügen trauen, / Am toten Wald uns freun! / Lasst uns noch dümmen werden / Damit wir hier auf Erden / Vergnügt und fröhlich können sein.

Smog endlich sonder Grämen / Soll aus der Welt uns nehmen / Durch einen sanften Tod! / Und, wenn er uns genommen, / Wir in den Himmel kommen / Per Auto - frei von Fahrverbot.

So legt euch denn, ihr Brüder, / In Autos Namen nieder, / Gift schwebt im Abendhauch. / Verschon uns , Luft, mit Strafen, / Und lass uns ruhig schlafen! / Und unsern Matthias Claudius auch!“

Dieser lustige Text aus der Zeit, in der wahrscheinlich etwas all zu viel und all zu übertrieben vom „Waldsterben“ die Rede war, könnte im Anschluss an die Behandlung des Gedichts von Claudius zur Besprechung der Probleme „Parodie“, „Luftverschmutzung“ und „Umweltschutz“ gedient haben.

Das Gedicht von Claudius zählt wie die Parodie sieben Strophen, wirkt aber ruhiger und poetischer, beinahe so zart-romantisch wie das Gedicht „**Mondnacht**“ von Joseph von Eichendorff, das im Buch unmittelbar folgt: „Es war, als hätt der Himmel die Erde still geküsst, das sie im Blütenschimmer von ihm nun träumen müsst. Etc.“ Ich möchte eigentlich das ganze Gedichtbuch abschreiben, was natürlich keinen Sinn hat.

Johann Wolfgang Goethe „Wandrer's Nachtlid“ und das dazu gehörende zweite unter der Überschrift „Ein gleiches“ (d.h. nochmals ein Nachtlid) lese, wer diese meine Zeilen in die Hand bekommt, in seinem eigenen Schulgedichtbuch nach! Das Gedichtbuch war zu meiner Zeit das einzige Buch, das im Kanton Zürich am Ende der Schulzeit nicht zurückgegeben werden musste, und ich hoffe, dass dies auch heute noch so ist.

Und **Hermann Hesse**: „Es führen über die Erde / Strassen und Wege viel, / aber alle haben / das selbe Ziel. // Du kannst reiten und fahren / zu zweien und zu drein, / den letzten Schritt musst du / gehen allein. // Drum ist kein Wissen / noch Können so gut, / als dass man alles Schwere / alleine tut.“ Ausradierte Bleistiftnotiz: Musiker Giacomo Puccini zum gleichen Thema: „.../ die Jugend erfreut sich / des Glanzes der Welt; / doch wehe, wenn einst sich / das Alter einstellt.“

Noch eine ausradierte Bleistiftnotiz über **das Glück**. „Das Glück ist ein Freund, der immer verspricht, morgen zu kommen.“ „Das Glück ist das, was ich gestern besass.“ „Das Glück ist ein Gast, der an des Nachbars Türe klopft.“ „Das Glück gleicht dem Hasen, der in die Büsche flüchtet.“ „Das Glück ist die Einbildung, etwas zu besitzen, das man nicht hat.“ Insbesondere einen Menschen kann man wohl eine Zeit lang begleiten, niemals aber „besitzen“.

Was ist eigentlich „Glück“ ? Die Auffassungen sind von der Antike bis heute recht ähnlich geblieben. Wer dem Glück genauer auf den Grund geht, der erkennt, dass das Los der Menschen nicht zu ändern ist, wohl aber **die Einstellung** mit der es ertragen wird. Alle altern, alle sterben. Das Glück besteht nicht in einem augenblicklichen Wohlgefühl, sondern in einem **Gemütszustand**.

Im Altertum sah **Aristippos** das Glück in der „Lust der Sinne“, **Sokrates** in der „Bedürfnislosigkeit“. Wenn Sokrates über den grossen Markt ging und auf die Überfülle der da angebotenen Waren hinblickte, sagte er oft im stillen zu sich: „Wie viele Dinge gibt es doch, die ich nicht brauche!“ **Zeno der Jüngere** begründete in Athen die Schule der Stoiker, welche die „Tugend“ als Voraussetzung allen Erdenglücks lehrte, und **Epikur** fand seine Glückseligkeit in der „vergeistigten Lust“.

Über das „**Glück in der Ehe**“ äussert sich die **Kaiserin Maria Theresia**: „Alles Glück in der Ehe besteht im gegenseitigen Vertrauen und in gegenseitiger Zuvorkommenheit. Die tolle Liebe ist bald dahin - man muss einander achten, und einer muss dem andern dienen, man muss wahre Freundschaft füreinander empfinden, um in einer Ehe glücklich zu leben.“

Einen interessanten Beitrag zu unserem Thema liefert **Albert Schweizer**. Er sagt, das Glück sei das Einzige, das sich verdoppelt, wenn man es teilt.... „Wer Liebe gibt, dem wird zu weiteren Werken, kraft einer universalen Gesetzmässigkeit, noch mehr Liebe und Glück gegeben.“ Hier sind die Begriffe „Liebe“ und „Glück“ miteinander vermischt, weil beides ähnliche und zusammenhängende Gemütszustände sind.

25mal «Die verkehrte Welt»

Genau 25 Leser(innen) sandten uns Teile oder Fassungen des von Frau G. in Dietikon gesuchten Gedichtes «Dunkel war's, der Mond schien helle . . .». Offenbar gibt es viele Varianten dieses volkstümlichen Kinderreims. Da gleichzeitig verschiedene Leser um den Wortlaut baten, lassen wir hier eine gedruckte Originalfassung folgen aus der Sammlung «Dunkel war's der Mond schien helle», erschienen 1940 im Ernst Heimerau Verlag in München. Dieses längst vergriffene Buch fand der Redaktor in seiner Bibliothek:

Dunkel war's, der Mond schien helle,
Schneebedeckt die grüne Flur,
Als ein Wagen blitzesschnelle
Langsam um die Ecke fuhr.
Driinnen sassen stehend Leute
Schweigend ins Gespräch vertieft,
Während ein geschossner Hase
Auf der Wiese Schlittschuh lief.
Und auf einer roten Bank,
Die blau angestrichen war,
Sass ein blondgelockter Jüngling
Mit kohlrabenschwarzem Haar.
Neben ihm 'ne alte Schachtel,
Zählte kaum erst sechzehn Jahr.
Und sie ass ein Butterbrot,
Das mit Schmalz bestrichen war.
Droben auf dem Apfelbaume,
Der sehr süsse Birnen trug,
Hing des Frühlings letzte Pflaume
Und an Nüssen noch genug.

In den Anmerkungen steht der Hinweis: «Ursprung unbekannt. Vielfach wird noch folgender Schluss angehängt»:

Holder Engel, süsser Bengel,
Vielgeliebtes Trampeltier,
Du hast Augen wie Sardellen,
Alle Ochsen gleichen dir.
Du bist gerührt wie Apfelmus,
Flüssig wie Pomade,
Dein Herz schlägt wie ein Pferdefuss
In der linken Wade.

Glücklichsein ist nicht Zufall, sondern Gnade. Zwar verleidet uns alles Einförmige selbst das beständige Glücklichsein. **Jean Paul** kritisiert, der Mensch dürste am grössten Freudenbecher nach einem noch grösseren.

Mit **Lotto und Toto** hoffen jede Woche Millionen von Menschen, auf ihr „Glück“. Bei diesen Spielen ist es aber so, dass die Veranstalter, z.B. das „Kasino“, mit teuren Apparaturen und Angestellten, die besoldet werden müssen, gezwungen sind, Geld zu verdienen, um davon leben zu können. Es wird also immer den vielen Einzahlenden mehr Geld weggenommen als den Gewinnern bei der Ziehung schliesslich verteilt werden kann. Die Wahrscheinlichkeit, das einbezahlte Geld zu verlieren ist also viel grösser als die Wahrscheinlichkeit, etwas zu gewinnen. Der Verlierer tröstet sich mit dem Gedanken, sein einbezahltes Geld komme dem Sport oder einer wohltätigen Institution zu gute.

Wenn ich jeweils in Baden am Spielkasino vorbeikam, steckte ich 20 Franken in ein besonderes Fach meines Portemonnaies und dachte: „Wenn ich gespielt hätte, dann hätte ich den Betrag verloren. Nun aber besitze ich ihn noch, das ist wie wenn ich nun 20 Franken gewonnen hätte.“

Wenn man unglücklich ist, z.B. krank, dann hat man **zwei Möglichkeiten**, seine Lage zu ändern: Entweder man verbessert die Lage, in unserm Beispiel den Gesundheitszustand, oder man verbessert die Einstellung dazu. Das erste kann man leider nicht immer, das zweite jedoch steht stets in unserer Macht. Anders ausgedrückt: *„Das Los der Erdenbürger ist nicht zu ändern, wohl aber die Haltung, mit der es ertragen wird.“*

Komiker Alfredo (84) schreibt: „Viele meiner Kollegen besitzen Häuser, Diamanten, und teure Autos. Ich habe nichts dergleichen und bin doch glücklicher als die meisten von ihnen. Der Grund: Mein grösster Luxus ist „meine“ Martha, mit der ich seit fünfzehn Jahren zusammenleben darf, und die immer für mich da ist.“

Kaum war ich in Dietikon, schon 1934 oder 1935, trat ich dem **Verkehrsverein Dietikon** bei, wahrscheinlich, weil man mich eingeladen hatte und weil unsere Familie in Meilen auch Mitglied des Lesevereins und des Verkehrs- und Verschönerungsvereins war. Wenn damals der Verkehrsverein Dietikon seine Jahresversammlung im Hotel „Krone“ durchführte, dann erschienen jeweils fünf, höchstens zehn Personen.

Bei einer solchen Versammlung regte ein bekannter **„Volkshochschul-Fachmann“** aus Basel an, auch in Dietikon jeden Winter einen interessanten Kurs für Erwachsene durchzuführen. Er versicherte, die Universität Zürich könne uns problemlos geeignete Themen und Referenten zur Verfügung stellen und auch die „Volkshochschule der Stadt Zürich“ könnte uns notfalls mit Rat und Erfahrungen unterstützen.

Mit Sekundarlehrer **Albrecht** war ich sogleich bereit, in Dietikon einen Versuch zu wagen. Leider weiss ich nicht mehr, mit welchem Kurs wir begannen. Mir einem Text im „Limmattaler“ luden wir ins Physikzimmer der Sekundarschule ein. Dort zeigten wir Lichtbilder, die der Referent mitbrachte und erklärte.

Mehrere Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg begannen wir, jeden Winter einen Kurs durchzuführen. Als dann die Zeit der **Verdunkelung** kam, reisten viele Leute nachts nicht mehr gerne nach Zürich, um dort Abendkurse zu besuchen, und die Zahl unserer Zuhörer nahm beträchtlich zu, so dass wir unsere beliebten Vorlesungen in den Singsaal des Zentralschulhauses verlegen mussten.

Einmal durfte ich dort einen Professor der Töcherschule Zürich vorstellen, der mit uns den Schweizerischen Bundesstaat behandelte. Leider musste ich am Ende der ersten Lektion von einem Parteikollegen des Referenten einen **„zünftigen Rüffel“** einstecken. Ich hatte das „Parteipolitische“ beiseite lassen wollen und den Referenten nur als Mittelschullehrer und nicht auch noch als Nationalrat vorgestellt.

Dieser berechtigte Rüffel kommt mir noch heute, nach siebzig Jahren, jedesmal in den Sinn, wenn ich im Zentralschulhaus den Singsaal betrete. Den Namen des damals bekannten Politikers jedoch habe ich inzwischen total vergessen. In jener Zeit hörte man am Radio immer wieder Hitlers Reden, und auch in der Presse wurde von Juden und reinrassigen Ariern berichtet. Plötzlich interessierten sich die Leute für die **Rassen** der Menschheit, was uns veranlasste einen diesbezüglichen Kurs auszuschreiben.

Unser Referent schickte vor jeder Vorlesung einige meterlange und meterhohe Kisten gefüllt mit menschlichen Knochen und Schädeln aus seinem Institut nach Dietikon. Es wurden aber nicht nur diese **Knochen und Schädel** verglichen, sondern auch **Haut und Haar** verschiedener Menschen. Ist z.B. der Haarquerschnitt auf der ganzen Länge der einzelnen Haare genau gleich, dann bleiben die Haare gerade, und man spricht von „straffem“ Haar. Unregelmässiger Haarquerschnitt erzeugt „krauses“ oder „lockiges“ Haar.

Wohlweislich wurde nie von „**Menschenrassen**“ gesprochen. Alle sind gleichermassen „Menschen“, die sich trotz interessanten äusserlichen Unterschieden auch vermischen können, und uns wurde klar, dass Hitlers Theorie von der rein arischen Rasse, die allen andern überlegen sein soll, eine Illusion ist.

In einem lesenswerten Buch befasst sich auch Professor Eduard Stäubli mit diesem Problem. Er findet das Wort „Rasse“ sollte im Zusammenhang mit Menschen gar nicht mehr gebraucht werden. In andern Kursen liessen wir uns Rechtsfragen, Literatur und Kunst erklären. Später übernahm **Peter Müdespacher** die Organisation der Volkshochschulkurse in Dietikon. Unsere Einwohnerzahl stieg von damals etwa 5000 auf heute über 20 000, so dass nun jedes Jahr eine grosse Zahl von Kursen vorgeschlagen und meist auch durchgeführt werden können.

Einige Jahre lang war auch ich Leiter eines solchen Kurses, in dem ich mich „wissenschaftlich“ mit dem **Volkstanz** befasste. Das gab viel zu reden, zu vergleichen, zu erklären. Nationales und Internationales wurde besprochen und geeignete Tänze wurden zur Veranschaulichung eingeübt. Da fragte nach einer Probe eine Teilnehmerin: „Könnten wir nicht etwas schneller tanzen?“ und ich erklärte ihr das Tanztempo, das durch die verfügbaren Tonträger gegeben ist, und das z.B. für Senioren-Volkstanzgruppen wohl ein wenig verlangsamt werden könnte, ohne dass dadurch der Tanz zu sehr beschädigt würde.

Erst später ging mir ein Licht auf. Die Kursteilnehmerin wollte gar nicht „schneller tanzen“, sondern rascher von der Theorie zur Tanzpraxis übergehen. Sie wollte mehr tanzen und weniger lang meinen Erklärungen zuhören.

Später konnte ich in der **Senioren-Volkstanzgruppe** eine Apparatur verwenden, welche es erlaubt die Tanzmusik für die Lernenden etwas langsamer laufen zu lassen, d.h. die Tanzgeschwindigkeit zu variieren.

Zur Ausbildung der Sekundarlehrer gehört im Kanton Zürich auch ein Aufenthalt im französischen Sprachgebiet. Diesen Fremdsprachaufenthalt verbrachte ich portionenweise, zuerst an der **Université de Genève** (1933), dann in einer Schule namens „Alliance Française“ in **Paris** (1934). Diese beiden Aufenthalte wurden wie die Militärdienste in die Semesterferien hineingepresst.

Mit der Hilfe eines Studienkollegen namens **Fritz Witpennig** hatte ich in Genf eine Familie gefunden, bei der ich wohnen konnte. An Wochenenden unternahmen unsere Gastgeber mit uns spannende Klettertouren am Mont **Salève**, wozu genaue Beschreibungen der einzelnen Routen benötigt wurden. Angeseilt begaben wir uns in die Felswände. Aus dem Buch wurde uns an den „schwierigen Stellen“ jeder Griff und jeder Tritt diktiert. Bei einigen dieser Touren war auch die etwa zehnjährige Tochter des einen welschen Alpinisten dabei. Wir bestaunten, was sie uns beim Klettern vormachen konnte.

Einmal besuchte das Ehepaar, bei dem ich wohnte, übers Wochenende Verwandte und Bekannte jenseits der Landesgrenze in Frankreich, und auch ich wurde eingeladen, mitzukommen. Meine Gastgeberin nähte vorher nach dem Muster der beiden Säcke, die ihr Ehemann bereits besass, auch für mich zwei **Stoffsäcke für den Kaffeeschmuggel**. Diese Säcke, flach mit Kaffeebohnen gefüllt, wurden hinten an unsern Rücken, unter unsern Kitteln, rechts und links der Hosenträger, über unsere Gürtel, d.h. über die Oberkanten unserer Hosen gehängt. So liess sich die Grenze bei Annemasse problemlos queren, denn die Zollbeamten untersuchten nur unser Gepäck, in dem sie natürlich keine einzige Kaffeebohne finden konnten.

Jenseits der Landesgrenze verpackten wir die Kaffesäcke in unsere Koffer. Der Jubel war jedesmal sehr gross, wenn wir in den französischen Familien den Kaffee verteilten. Überall wurden wir freundschaftlich bewirtet. Kuchen, aber auch Wein und in einer Familie sogar teurer **Branntwein**, wahrscheinlich Absinth, wurde aufgetragen. Als ich davon nicht trinken wollte, seinen Spezialschnaps nicht gebührend schätzte und von Wasser redete, da war der Gastgeber ganz gewaltig beleidigt. Er „ging richtig in die Luft“ und rief laut gestikulierend: „De l'eau, de l'eau,... C'est pour les grenouilles“.

Bei solchen Gelegenheiten lernte ich wacker die französische Sprache, vor allem, als ich es wagte, ungeniert auch „**Sprachfehler**“ zu machen. Ein Jahr später, als ich gleichzeitig mit dem späteren Schriftsteller Ernst Kappeler und Fritz Witpennig in Paris war, stellte ich fest, dass vor allem der aus dem Literargymnasium kommende Witpennig vor lauter Hemmungen und Angst, einen Fehler zu machen, es gar nicht wagte, etwas zu sagen. Musste irgendwo, bei einer gemeinsamen Unternehmung, beim Besuch eines Museums, einer Kino- oder Theatervorstellung, verhandelt oder auch nur eine Eintrittskarte gelöst werden, dann wurde ich vorgeschickt.

Dabei war Witpennig „hochgelehrt“. Er verstand jede Inschrift und konnte sie etymologisch nach ihrer Herkunft aus dem Lateinischen oder Griechischen erklären. Eine Fremdsprache lernt man am besten im entsprechenden Land und vor allem durch häufigen Gebrauch. **Die Genfer Universität** veranstaltete für uns Sekundarlehramtskandidaten und für andere, welche die französische Sprache lernen wollten oder mussten, spezielle **Ferienkurse**. Unser Hauptlehrer war **Professor Birmelé**.

Dieser Herr zeigte eigenartiger Weise eine ganz spezielle Zuneigung zu mir. Er beauftragte mich, **Zeitungsausschnitte** in der uns zur Verfügung stehenden Tagespresse auszuwählen und die Kursteilnehmer zu bitten, diese ins Französische zu übersetzen. In der folgenden Lektion wurden dann die vorgeschlagenen Versionen verglichen und kommentiert.

Birmelé lud mich und auch verschiedene andere **junge Leute** zu sich nach Hause ein. An seinem Luxusgrammophon durfte ich ungeniert seine Schumann- und viele andere Schallplatten abspielen, sowie seine riesige Bibliothek benützen. Er schwärmte von Paul **Valéry**, Marcel **Proust**, Roger Martin **du Gard** und André **Gide** und machte mich auf die „Nouvelle Revue Française“ aufmerksam, sowie auf die nützliche 1266 Seiten zählende „Histoire de la littérature française“ von Gustave **Lanson** und den „Manuel illustré d'histoire de la littérature française“ mit 808 Seiten von G. Lanson und P. Truffau.

Viele dieser Bücher kaufte ich ein Jahr später in den Antiquariaten von Paris, genauer gesagt, um sie kaufen zu können ersparte ich die benötigten **Geldbeträge**, indem ich sie „laufend“ von den Kosten meiner Verpflegung abzweigete. Ich abonnierte die „Nouvelle revue française“ und die nummerierte damals eben erscheinende Gesamtausgabe sämtlicher Werke von Andeé Gide. Die „Revue“ (jeden Monat ein Buch mit aktueller französischer Literatur) schenkte ich nach etwa dreissig Jahren Laufzeit der Universität Zürich; von Gide konnte ich bis heute nur ganz wenig auch lesen. Birmelé hatte es verstanden, mich für die französische Literatur zu begeistern.

Während meines ersten Aufenthalts in Paris besuchte ich nicht nur jede Woche im „Odeon“ die **Theatervorstellung**, in der donnerstags speziell für Studierende die klassischen Stücke von Corneille, Racine und Molière etc. aufgeführt wurden, ich kaufte auch die entsprechenden Texte, z.B. „Théâtre complet de J. Racine“, sowie viele preiswerte „Paperback-Ausgaben“ von den wichtigsten zur französischen Literatur zählenden Autoren. Bevor ich von Paris wieder heim nach Meilen reiste, war ich gezwungen, einen zusätzlichen Reisekoffer anzuschaffen, um all die vielen Bücher transportieren zu können.

Angeregt von Professor Birmelé ergänzte ich im Lauf der Jahre meine französische Literatur mit teuren ledergebundenen **Gesamtausgaben** von Montaigne, Molière (2 Bde.), Pascal, Balzac (10 Bde.), Poe, Baudelaire (2 Bde) und Verlaine. Leider fand ich nicht, die benötigte Zeit, um auch alles sorgfältig zu studieren. Man sollte die vielen wertvollen Werke „gelesen“ erwerben können.

Während vieles ungelesen in meinem „französischen“ Büchergestell steht, findet sich hier aber auch einiges, das ich mehrmals las, so z.B. von **Stendhal** „Le Rouge et le Noir“ und „La Chartreuse de Parme“. Aus der „Librairie Prior S..A. Genève“ (1945) stammt das Buch von Alexandre Birmelé: „Recueil de Textes pour la Traduction de l'Allemand en Français, herausgegeben von der Université de Genève, Seminaire de Français moderne, Cours de Vacances de Langue Française“.

Die von Birmelé zur **Übersetzung ins Französische** angebotenen Texte von Kleist, Stifter, Storm, Eichendorff, Goethe, Nietzsche, Pestalozzi, Mörike, Lessing, Schiller, Gotthelf, Keller, Meyer, Spitteler, Rilke und vielen andern sind so geschickt ausgewählt, dass Professor Alexis François in seinem Vorwort schreibt: „*Vos élèves auront la satisfaction de découvrir les ressources de leur propre langue en même temps que celles de la langue française, et la richesse de l'une à l'occasion de la beauté de l'autre.*“ Es entstand ein praktisches Werk aus Mustertexten und „Lesefrüchten“, das auch wertvolle Einblicke in die deutsche Literatur und in die der Schweiz und des Welschlands (Toepffer, Goethe in Genf) vermittelt.

Die **Birmelégeschichte** ist damit noch nicht fertig erzählt. Ich war nicht der Einzige, der von diesem Universitätsprofessor zu sich nach Hause eingeladen wurde. Ich erinnere mich an einen jungen Maurerlehrling, der zu Hause keine Badegelegenheit hatte und daher jede Woche einmal in Birmelés Badezimmer badete. Er wurde mit mir und einigen andern Studenten auch regelmässig ins Kino und ins Theater mitgenommen, und stets war auch Frau Mathilde dabei.

Wenn uns nun Birmelé beim Kaffee in seiner Wohnung oder unterwegs irgend etwas Interessantes erzählte, dann wandte er sich nach jedem zweiten oder dritten Satz an seine Frau und fragte zur Bekräftigung: „**N'est-ce pas, Mathilde?**“ Eines Tages unternahmen Birmelés mit ihrem Auto eine Reise durch die Schweiz und besuchten im Vorbeiweg auch mich und meine Eltern in Meilen. Sie erzählten lebhaft gestikulierend, auf ihrer Reise hätten sie bisher **Pech und Glück** gehabt. Irgendwo auf einer abwärts führenden Strasse habe sich plötzlich eines ihrer Autoräder vom Wagen gelöst und sich selbständig gemacht. Birmelé habe angehalten sei aber vom Rad überholt worden. Das verlorene Rad rollte die Strasse hinunter und in grossem Bogen ausgerechnet in eine Auto-Reparatur-Garage hinein.

Gegenwärtig, d.h. anfangs 2005, sind im **Ortsmuseum Dietikon** viele Fotos von Schulklassen ausgestellt, die auf grosses Interesse stossen. Besucherinnen und Besucher der Ausstellung ergänzen fehlende Namen. Es fällt auf, dass die Sekundarlehrer bis etwa 1945 **weisse Uniformen** trugen und wie Ärzte aussahen. Das war sehr vernünftig und praktisch, denn von der Arbeit mit den Farbkreiden wurden nur die Schürzen und nicht die teuren Kleider beschmutzt. Die weissen Uniformen konnten jede Woche gewaschen werden.

Was heute dank **Kopiergerät** jedem Schüler fix-fertig verteilt wird, das musste damals mit weisser und farbiger Kreide an den Wandtafeln Schritt um Schritt gezeichnet und entwickelt werden. Es liess sich nicht vermeiden, dass dabei unsere schneeweissen Lehrerschürzen beschmutzt wurden. Wenn ein Plan, eine Landkarte, eine Tabelle an der Wandtafel vor den Augen der Schulklasse nach und nach entstand und gleichzeitig von jedem einzelnen Schüler in seinem Heft mitgezeichnet wurde, da hatte dies auch seine Vorteile. Der Schüler musste beim Nachzeichnen mitdenken, der **Lernprozess** vollzog sich schrittweise und sicher.

Wenn den Schülern das zu Lernende fertig kopiert in die Hände gedrückt wird, weiss die Lehrperson nicht, wie genau es sein Schüler angesieht. Die Sache muss nachträglich mit allerlei Aufgaben und Fragen bewusst gemacht, erklärt und geprüft werden. Mit den korrekten in die Schülerhefte eingeklebten Kopien werden allerdings die Hefte der Lernenden schöner und einheitlicher, auch kann meist rascher vorangeschritten werden.

Es war daher in der Vorkriegszeit, also schon vor 1939, der grosse **Wunsch** der Lehrerschaft, Prüfungsfragen, kompliziertere Zeichnungen und Ähnliches für die Klassen kopieren zu können. Die erste Möglichkeit, die auftauchte, war noch recht primitiv. Ich konnte bei „Scholl“, in der Musterpapeterie Zürichs, im Laden für Kunstmalerei, **Kopiertinte** kaufen. Mit dieser dickflüssigen Tinte wurde der Text auf ein solides Papier geschrieben. Ein Holzkasten im Format etwas grösser als A4 war mit grauem, glattgestrichenem **Lehm** gefüllt. Auf diese leicht angefeuchtete Lehmfläche legte man sorgfältig das mit der Kopiertinte beschriebene Blatt, so dass auf dem Lehm die „Negativschrift“ entstand. Die Tinte drang, leider leicht „verschwimmend“, in die Lehmfläche ein, von der man nun die „Positivschrift“ mit „Ach und Krach“ etwa zwanzig Mal abziehen konnte.

Dann war auf dem Lehm nicht mehr viel von der Kopiertinte zu sehen. Die Lehmfläche musste aber doch vor dem nächsten Gebrauch mit einem schwach angefeuchteten Schwamm sorgfältig gereinigt werden, wobei natürlich jedesmal ein wenig von der grauen Masse verloren ging. Nach einigen Jahren war der Lehm aufgebraucht, aber auch schon ein neues Vervielfältigungssystem auf dem Markt.

Der Text wurde wie bisher mit Kopiertinte geschrieben, die Lehmkiste aber durch ein eigenartiges etwa dreissig Zentimeter breites und mehrere Meter langes **gelbes Band** ersetzt. Dieses Band war rechts und links der eigentlichen Kopierfläche aufgerollt. Die Tinte „verschwamm“ auf diesem gummiartigen Band etwas weniger, und es war auch möglich einige Kopien mehr herzustellen. Das Band musste nicht gereinigt werden, man konnte es von links nach rechts, vom Anfang bis zum Ende weiterrollen und hatte stets eine saubere Fläche.

Ein ganz neues Kopierzeitalter begann mit dem **Sprit-Umdrucker**, der es möglich machte, die Schreibmaschine zu verwenden. Ein spezielles Kopierpapier erlaubte es, das „Negativ“ mit der Schreibmaschine hinten auf dem eingespannten Blatt zu erzeugen, das dann auf die Walze des Druckers montiert wurde. Die Kurbel drehend entstand mit jeder Umdrehung eine schöne Kopie. Wir waren stolz auf diese Maschine, die es erlaubte eine bedeutend grössere Anzahl von sauberen Kopien herzustellen.

Heute besitzt die Schule eine noch viel bessere **Kopiermaschine**. Diese kann vergrössern und verkleinern, die einzelnen Blätter hinten und vorn, heller und dunkler bedrucken, und ganz nach Wunsch jede beliebige Anzahl von Kopien herstellen.

Die Lehrkräfte benötigen für den Schutz ihrer Kleidung keine Schürzen mehr, denn es wird heute dank Computer und Kopiergeräten viel weniger an die Wandtafel geschrieben. Das Tragen weisser Schürzen wurde uns Sekundarlehrern von Leuten, die den Sachverhalt nicht kannten, als „**Grössenwahn**“ angekreidet. Wir verwendeten daher eine Zeit lang blaue und braune Schürzen und begaben uns damit auf die Stufe von Werkstattarbeitern.

Ludwig Spohr

Der zu seiner Zeit bekannte und berühmte Violinist und Komponist Ludwig Spohr kam am 5. April 1784 in Braunschweig zur Welt. Er starb am 24. Oktober 1859, also im Alter von 74 Jahren, in Kassel. Er war das älteste Kind eines Arztes. Da Spohrs musikalisches Talent schon früh entdeckt wurde, bekam er bereits im Alter von zwölf Jahren Unterricht im Violinspiel und in Komposition.

Als Ludwig Spohr fünfzehn Jahre alt war, ernannte ihn der Herzog von Braunschweig zum Kammermusikus. Als **Violinvirtuose** unternahm er bald eine Kunstreise nach Russland. Anschliessend war er Konzertmeister in Gotha, Thüringen, wo er **Dorette Scheidler**, eine Harfenvirtuosin, kennenlernte und heiratete.

In den Jahren 1813 bis 1815 wirkte Spohr als Kapellmeister in Wien. Dann begab er sich mit seiner Familie, d.h. mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern, auf eine lange Kunstreise, die ihn in die Schweiz, nach Italien und bis nach Holland führte. Frau Dr. **Brigitte Bachmann-Geiser** beschrieb in der Zeitschrift „Singt und spielt“, Heft 3 des 70. Jahrgangs vom Juni 2003, ausführlich die Aufenthalte der Musikerfamilie Spohr am Thunersee im Sommer 1816 und im Frühling 1817. Sobald man dieser Sache genauer auf den Grund geht, wird sie wirklich interessant.

Im Jahr 1817 war Spohr Kapellmeister in Frankfurt a.M. Er komponierte hier die Opern „Faust“ sowie „Zemire und Azor“, reiste nach Belgien, Paris und London. Als Hofkapellmeister in Kassel dirigierte er ein grosses Orchester, den Gesangsverein, und war gleichzeitig stets auch Musiklehrer und Komponist. Sowohl in Deutschland als auch in England leitete er zahlreiche grosse Musikfeste.

Spohrs Gattin Dorette starb 1834 im zweiunddreissigsten Lebensjahr, und es entstand mit der Zeit ein recht unerquickliches Verhältnis zum Landesherrn, das voller Meinungsverschiedenheiten war und zu Lohnkürzungen etc. führte. Spohr fand schliesslich in der Klavierspielerin **Marianne Pfeiffer** eine neue Ehefrau. Ausser Symphonien und Quartetten schrieb er auch eine „Selbstbiographie“. *Heute ist der einst so berühmte Spohr ziemlich vergessen.*

Karl Klenk,

17. Februar 2005.

«Thierachern liegt auf dem schönsten Punkt der Erde» Die Aufenthalte der Musikerfamilie Spohr am Thunersee im Sommer 1816 und im Frühling 1817

«... the sublime Spohr»

Singer u. spielt 701 Jahrgang
Juni 2003

Das 50. *Neujahrsblatt der Allgemeinen Musik-Gesellschaft Zürich* wurde 1862 nicht, wie angekündigt, den Orchesterinstrumenten gewidmet, sondern dem Leben und Werk des Geigers, Komponisten und Dirigenten Louis Spohr (1784-1859). Der Verfasser dieses Aufsatzes, Leonhard Stierlin, hatte sein Programm geändert, weil «die hervorragendste Erscheinung unter den neuen Tonmeistern», Louis Spohr, in der Zwischenzeit gestorben war.

Dieser beliebte Musiker lebte unter den Zürchern in der Erinnerung an die Interpretationen eigener Werke (1816 und 1817) und an die Aufführung der Kantate *Der Fall Babylons* weiter. Den Zürcherinnen aber mochte auch «der schöne, stattliche Mann mit dem ersten Angesichte» im Sinn geblieben sein. Dass Louis Spohr «wahrhaftig in Mozarts Fussstapfen wandelte», wie der begeisterte Autor schreibt, widerspricht der heutigen Beurteilung des halb vergessenen Komponisten.

Louis Spohr reiste als Geigenvirtuose und Dirigent, entweder allein oder, zwischen 1807-1820, wiederholt an der Seite seiner ersten Frau, der Harfenistin und Pianistin Dorette Scheidler, von Erfolg zu Erfolg und war bis in die 1840er-Jahre einer der berühmtesten Musiker seiner Zeit. Noch 1843 behauptete Olivia Dussek Buckley: «Beethoven, the kingly master of composition [...], reexists now in the sublime Spohr.» Während eines halben Jahrhunderts, der Epoche zwischen Beethovens 2. Sinfonie und Liszts Faust-Sinfonie, war Louis Spohr eine der Hauptgestalten der romantischen Musikentwicklung.

Diesen Ruhm nahm der Komponist, Solist, Dirigent und Musikpädagoge mit sich ins Grab. Hundert Jahre lang erklangen seine Werke nur selten. Unter den 72 Kompositionen, die Louis Spohr hinterlassen hat, wird heute noch das 8. Violinkonzert (a-Moll, op. 47), *in modo di scena cantante (Gesangsszene)*, aufgeführt. In diesem Solokonzert, das Louis Spohr 1816 in Thierachern bei Thun geschrieben hat, ahmt die Violine in gefühlsbetonter Melodik die menschliche Stimme nach. Liebhaber der Kammermusik schätzen das *Nonett* (F-Dur, op. 31), ein Werk von heller Zartheit. Die *Fantasie für Harfe* (op. 35, 1807), ein Geschenk Louis Spohrs an Frau Dorette aus dem Geburtsjahr ihres ersten Kindes, ist neuerdings wieder zu einem Stück des Harfenrepertoires geworden.

Die Oratorien, zum Beispiel *Des Heilands letzte Stunden* (1834/1835), die 15 Opern, etwa *Jessonda*, worin sich Spohr gegen Ritualmorde in Indien wendet, und einige Klavierlieder bleiben aber noch zu entdecken.

Die neuere Spohr-Forschung, die mit Folker Göthels Berliner Dissertation von 1935 über *Das Violinspiel Ludwig Spohrs* eröffnet wurde, lässt noch viele Wünsche offen. 1968 gab Herfried Homburg eine bebilderte Biographie unter dem Titel *Louis Spohr. Bilder und Dokumente seiner Zeit* heraus. Die 1984 veröffent-

lichte *Critical Biography* von Clive Brown und der Kasseler Ausstellungskatalog *Louis Spohr zum 200. Geburtstag* aus demselben Jahr, gelten als wichtige neuere Publikationen. Das informativste Buch über Leben und Werk von Louis Spohr ist aber noch immer seine *Selbstbiographie*.

Aus unzähligen Tagebuchnotizen, Abschriften von Rezensionen und persönlichen Erinnerungen begann der 63-jährige Musiker 1847, seine Autobiographie zu schreiben. Die *Selbstbiographie* erschien 1860/1861 posthum in einer von der Vorlage stark abweichenden Bearbeitung bei Georg Heinrich Wiegand, der 1850 Spohrs Enkelin, Natalie Zahn, geheiratet hatte. Es ist das grosse Verdienst von Folker Göthel, diese beschönigte Erstausgabe mit den autographen Aufzeichnungen verglichen und die Lebenserinnerungen von Louis Spohr 1968 erstmals ungekürzt publiziert und mit detaillierten Anmerkungen aufgeschlüsselt zu haben.

Diese Lebensbeschreibung eines durch Deutschland, Österreich, durch die Schweiz, Italien, Frankreich, durch die Niederlande und England gereisten Virtuosen präsentiert sich als vielseitiger Reisebericht und zugleich als lebendige Darstellung des Musiklebens im 19. Jahrhundert. Die sensationelle Erfolgsstory des Geigers, Komponisten und Dirigenten Louis und seiner Frau Dorette Spohr bietet auch dem Ehe- und Familienleben dieses Künstlerpaars Raum, einem Thema, das in zarten Tönen insbesondere im 1957 erschienenen Briefwechsel ausbreitet wird.

Wer sich rasch und gut über Louis Spohr informieren möchte, greift zum 12. Band des Standardwerks *Musik in Geschichte und Gegenwart* (1965) und findet dort zuverlässige Angaben des Spohr-Spezialisten Folker Göthel.

«Das waren glückliche Stunden»

Am 18. September 1805 meldete sich der junge Geiger Ludwig Spohr mit einer «Abschieds-Anzeige» im *Braunschweigischen Anzeiger* von den Freunden und Verehrern in seiner Vaterstadt ab, denn der 21-Jährige war als Konzertmeister der Hofkapelle nach Gotha berufen worden. Bei der Antrittsvisite, die der «schöne und liebenswürdige Concertmeister Spohr» (Friedrich Ludwig Wilhelm Mayer) den Mitgliedern seines neuen Orchesters machte, wurde er von einer der beiden Hofsängerinnen, Madame Scheidler, besonders freundlich empfangen. Sie stellte ihm ihre 18-jährige Tochter Dorette vor, «eine reizende Blondine, von deren Virtuosität auf Harfe und Pianoforte» er «schon viel Rühmliches gehört hatte». Das sympathische Mädchen war dem Geiger bereits anlässlich seines Vorspiels im Publikum aufgefallen und hatte ihn seither als «freundliche Gestalt» in seinen Erinnerungen begleitet. Weil Louis als Knabe selber Harfe gespielt, dieses Instrument aber zugunsten der Violine vernachlässigt hatte, vermochte er mit «Erstaunen und Entzücken» die Leistung der jungen Harfenistin, die «eine schwere Phantasie mit grösster Sicherheit und feinsten Nuancierung vortrug», zu würdigen.

Louis Spohr, ein häufiger und gern gesehener Gast bei Scheidlers, schrieb denn auch im ersten Monat seines Aufenthalts in Gotha eine Szene für Sopran

mit dem Titel *Oskar, umsonst!* (op. 1, ungedruckt) für die Mutter und eine konzertierende Sonate für Violine und Harfe (c-Moll, Leipzig 1817) für deren Tochter.

Als der Hof und damit auch die Hofkapelle im Spätherbst 1805 zum Landtag nach Altenburg verlegt wurde, lernte der Konzertmeister Dorette Scheidler als umjubelte Harfen- und Klaviersolistin, aber auch als sprachgewandte und allgemein gebildete junge Frau kennen. Das Zusammenspiel der jungen Musiker «im Einklang des Gefühls» soll die Zuhörer begeistert, ja «elektrisiert» haben.

Die Antwort auf Louis Spohrs Frage an Dorette Scheidler: «Wollen wir so fürs Leben miteinander musizieren?», war eine Gemeinschaft, die vom 2. Februar 1806 bis zu Dorettes Tod am 20. November 1834 ein glückliches Ehe- und Familienleben mit höchster Künstlerschaft vereinigte.

Kurz nach ihrer Hochzeit wurden die jungen Leute in Gotha von Louis Spohrs Onkel und Jugendgefährten, Eduard Henke (1781-1869), besucht. Dieser Jurist hatte bereits einige Liedertexte für seinen genialen Neffen gedichtet und schrieb nun den Einakter *Die Prüfung*, dessen Vertonung Spohr 1806 abschliessen konnte. Zehn Jahre später sollte Eduard Henke, der 1814-1816 an der Akademie in Bern Rechtswissenschaften lehrte, seinen Verwandten den Weg an den Thunersee weisen.

Frau Dorette, die 1807 zwischen den Geburten der beiden Töchter, Emilie (1807-1895) und Johanna Sophia Luise, genannt Ida (1808-1881), mit ihrem Mann eine ausgedehnte Reise mit Konzerten in Weimar, Leipzig, Dresden, Prag, Regensburg, München, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Darmstadt und Frankfurt a. M. und 1809 eine erneute Konzertreise mit Stationen in Weimar, Leipzig, Dresden, Bautzen, Breslau, Berlin und Petersburg unternommen hatte, war dankbar, dass es ihr eine Solostelle am Hoforchester in Gotha für zwei Jahre erlaubte, in der Nähe ihrer Kinder zu bleiben und zur Ruhe zu kommen. Erst 1812 reisten die beiden Virtuosen wieder und zwar in die «Hauptstadt der musikalischen Welt», nach Wien. Dort gelang es Louis Spohr, den damals grössten Geiger nördlich der Alpen, den Franzosen Pierre Rode, in den Schatten zu stellen, was dem jungen Deutschen einen Vertrag als Orchesterdirektor am Theater an der Wien eintrug.

Von 1813 bis 1815 durfte die Familie nun in Wien zusammenbleiben. Die ungewöhnlich hohe Gage erlaubte es Louis Spohr, in seiner Freizeit ohne materielle Sorgen zu komponieren. Es entstanden vier Streichquartette (Es-Dur, C-Dur, f-Moll, op. 29 und A-Dur, op. 30), die beiden Streichquintette (Es-Dur, G-Dur, op. 33), das Oktett (E-Dur) und das Nonett (F-Dur, op. 31), das heisst auch heute noch interpretierte, schöne Werke.

Frau Dorette schenkte 1814 einem Knaben das Leben und wirkte als umsichtige Hausfrau in einem elegant ausgestatteten Haus. Der Tod des dreimonatigen Kindchens und die berufliche Belastung als Ehe- und Hausfrau, Mutter und Virtuosin brachten aber die Gesundheit der 27-Jährigen aus dem Gleichgewicht, so dass ein Urlaub nötig wurde.

Die Spohrs planten mit den beiden Töchterchen eine Reise nach Italien, die einige Konzerte einschliessen, aber vor allem dem Besuch der bekannten Kunststätten und der Entspannung dienen sollte. Die Italienreise, ein seit langem gehegter Wunsch der Eheleute, war durch das gute Salär sowie durch den erfolgreichen Verkauf einiger Manuskripte und des Wiener Mobiliars nun plötzlich möglich geworden.

Beim Maschinisten des Theaters an der Wien, Karl Ferdinand Langhans (1781-1869), liess sich Louis Spohr einen geeigneten Reisewagen, der für vier Reisende, Gepäck und die Instrumente Raum bieten sollte, entwerfen. Der Violinkasten konnte in einem Behälter unter den Kutschersitz geschoben werden, eine «Kleiderwasche» (grosser, flacher Koffer) und die Harfe in einem von Leder überzogenen Kasten fanden auf dem Wagendach Platz. Spohr achtete auf eine leichte Bauweise, damit der Wagen von drei Postpferden weiterbefördert und somit ein viertes Pferd eingespart werden konnte.

Am 8. März 1815 ging die Reise mit Konzertaufenthalten in Brünn und Breslau los. Die Sommermonate sollten auf Schloss Carolath in Niederschlesien verbracht werden. Louis Spohr verdiente sich die Sommerfrische, indem er mit dem Schlossherrn und zwei Bediensteten Streichquartette probte, während Dorette die Fürstentöchter im Klavier- und Harfenspiel unterrichtete. Im Herbst ging die Reise mit Konzerten in Dresden, Leipzig, Frankenhäusern, Meiningen, Würzburg, Nürnberg, München, Frankfurt a. M., Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe, Strassburg, Colmar weiter und führte Ende März endlich in die Schweiz.

«Wir sehnen uns, diesen Gebirgen noch näher zu kommen»

Zur Schilderung der Schweizer Zeit verwendete Spohr in der Autobiographie neun datierte Tagebucheinträge von 1816, je einen aus Basel, Zürich und Bern und deren sechs aus Thierachern bei Thun.

Im Unterschied zu den bisherigen Konzerten, die Dorette und Louis Spohr auf ihr eigenes Risiko hin selber organisieren mussten, war in Basel alles zum öffentlichen Auftritt bereit. Für diese Annehmlichkeit hatte Musikdirektor Johann Michael Tollmann, «der gefälligste und dienstfertigste Mensch», gesorgt. «Die Einnahme war sehr bedeutend, aber das mit Ausnahme von 4-5 Künstlern ausschliesslich aus Amateuren bestehende Orchester fürchterlich.»

Am 10. April 1816 lobt Spohr auch in Zürich die Konzertorganisation: «Diese Vereine in den Schweizer Städten sind eine wahre Wohltat für einen reisenden Künstler». Allerdings war «das Akkompagnement wiederum sehr schlecht», was Spohr umso mehr schmerzte, als er eine eigene, dem Orchester noch unbekannt Komposition spielte.

Das Publikum schien aber auch in Zürich nicht zu merken, «dass das Orchester alles über den Haufen warf», und für Spohr war die «Einnahme noch brillanter als in Basel».

Gefiel Spohr in Basel «die reizende Lage am Rhein», genoss er in Zürich die «Sicht auf den See und das Abgehen der Schiffe».

Am 18. April 1816 konzertierten Dorette und Louis Spohr in Bern. Dem Violinvirtuosen, dessen Ruf die Mitglieder der 1815 gegründeten *Musikalischen Gesellschaft in Bern* vor der Ankunft der Musikerfamilie erreicht hatte, wurde es erspart, «persönlich jeden Liebhaber einzuladen». Offenbar hatte die *Musikalische Gesellschaft* die Organisation des Gastkonzerts übernommen, auch wenn aus ihrem Manual nicht eindeutig hervorgeht, ob die Spohrs mit dem Berner Orchester zusammen oder als blosses Duett auftraten. Die *Erste 2 jährliche Übersicht der Fortschritte der Tonkunst und des Fortgangs der Gesellschaft* im erwähnten handschriftlichen Manual schildern fünf in den ersten zwei Jahren durchgeführte Konzerte und erwähnen den zusätzlichen «Besuch einiger Tonkünstler». Unter ihnen werden «Herr Capellmeister Spohr aus Wien mit seiner Frau Gemahlin, Violin und Harfe, beyde vorzüglich» erwähnt. Ein Programmzettel dieses Konzert ist nicht erhalten.

Am 20. April 1816, zwei Tage nach seinem Konzert in Bern, berichtet der Geiger über die Landschaft, denn «von einem Berge, eine Stunde von hier» (wahrscheinlich vom Gurten) hatten die Spohrs erstmals «die ganze herrliche Alpenkette [...] in ihrer ganzen Majestät» erblickt und sehnen sich nun, «diesen Gebirgen noch näher zu kommen».

Die Konzertreise, die noch nach Lausanne und nach Genf hätte führen sollen, wird vorzeitig abgebrochen. Der Frühling und das Ende der Konzertsaison lassen auch in der Westschweiz geringe Einnahmen befürchten, und zudem braucht Frau Dorette nun dringend Erholung. Auch der Virtuose selber drängt ins Berner Oberland, denn seit dem Vortag weiss er, dass Thierachern «auf dem schönsten Punkt der Erde» liegt.

Der jüngste Bruder von Louis Spohrs Mutter, Eduard Henke, hatte das Ehepaar am 19. April auf einer Erkundigungstour begleitet. Die «Berner Bekannten», die das Dorf Thierachern bei Thun zur Kur empfohlen hatten, waren entweder der Orchesterdirektor Weber (Edmund von Weber, 1766-1828, der Stiefbruder von Carl Maria von Weber), Karl Friedrich August Meissner (1765-1825), Professor der Naturwissenschaften und Kapellmeister der 1815 gegründeten Musikgesellschaft, oder Karl Christian Jahn (1777-1854), Professor der Literatur an der Akademie Bern.

Schon am 22. April wollen Spohrs im Haus «auf der Egg» einziehen, einem Herrschaftssitz, der zum Gasthaus umfunktioniert worden war.

Sie scheint sich nach dem ersten Augenschein auf das «Asyl» und «die ländliche Ruhe» zu freuen. Nach den Erfahrungen mit den Orchestern im Elsass und in der Schweiz möchte der Komponist die Zeit in Thierachern nutzen, um neue «Violinkompositionen mit recht einfachem, leichtem Akkompagnement zu schreiben», denn er hat gehört, die Orchester seien in Italien «noch erbärmlicher». Der reiselustige Musiker freut sich aber auch auf die Sommerfrische in Thierachern, weil Eduard versprochen hat, seine Verwandten öfters zu besuchen und mit ihnen «Partien in die umliegenden himmlischen Gegenden zu machen». Und, als ob Spohr bedauerte, «die schönste der Schweizer Städte» bald zu verlassen, endet das dritte Kapitel des Schweizerberichts mit einer schwärmerischen Beschrei-

bung der Stadt Bern. Als «hinreissend schön» bezeichnet der Musiker die Aussicht von der «Plattform, einem geräumigen, viereckigen, mit Kastanien und Ruhebänken besetzten Platze neben der Hauptkirche». Ausser der «Alpenkette mit ihren ewig beschneieten Gipfeln» gefallen ihm «die Aare, ein reissender, klarer Gebirgsstrom, und die offenen Bogengänge», wo sich «die Gewölbe der Kaufleute und Handwerker» befinden.

«Seit drei Tagen sind wir in unserm herrlichen Thierachern»

An Arbeit wird in den ersten Tagen des Aufenthalts nicht gedacht, denn «vom frühen Morgen an» drängt es die Feriengäste ins Freie. Im Umkreis von einer Meile haben sie «immer neue Schönheiten» entdeckt. Es genügt der Familie Spohr aber auch, einfach die Aussicht von ihrem Gasthaus aus zu bewundern, denn die Lage ihrer Wohnung «ist über alle Begriffe schön». Die beiden Gästezimmer führen auf eine Laube, einen «langen, offenen Altan, der die ganze Breite des Hauses einnimmt und vom Hauptdache überdeckt ist». Dort nehmen die Lebenskünstler «an schönen Tagen das Frühstück ein und geniessen dabei die ausgedehnte Aussicht über Wiesen und Gebüsch nach Thun und seinem altertümlichen Schlosse [...], über den See bis zur Alpenkette mit den weissen Spitzen der Jungfrau, des Eiger und Schreckhorn [...] über grün bebuschte Anhöhen mit von Fruchtbäumen umgebenen Dörfern [...] und die furchtbare Felsenkette vom Niesen bis zum Stockhorn».

Louis Spohr, der auch mit dem Beruf eines bildenden Künstlers geliebäugelt und - drei erhaltene Selbstportraits beweisen es - eine gewisse Begabung unter Beweis gestellt hatte, erkennt die «täglich verschiedenen Ansichten der Gebirge: Bald sind die vordern Berge von einer schweren Wolkenmasse bedeckt und die hintern schauen in einer Höhe, wo man sich gar nichts mehr Festes denken kann, majestätisch darüber her; bald stehen die vordern in Klarheit da und nur die höchsten Spitzen sind in Wolken eingehüllt.»

Hingerissen sind die deutschen Musiker aber ganz besonders vom Alpenglühn: «Ganz entzückend ist aber der Anblick dieser mit Schnee bedeckten Berge am Abende, kurz nach Untergang der Sonne. Wenn das Tal schon ganz in Dunkel gehüllt ist und die Lichter von Thun [...] herüberschimmern, glänzen sie noch immer im schönsten Rosenlicht, das sich, wenn die Dunkelheit zunimmt, in ebenso schönes Blau verwandelt. Es ist ein Anblick, von dem man sich gar nicht losreissen kann.»

Nachdem die Familie Spohr das ungestörte Zusammensein in schönster Umgebung während dreier Wochen genossen hat, verbringen die Feriengäste aus Deutschland die dreieinhalb verbleibenden Monate in Thierachern «zwischen Vergnügen und Arbeit».

Normalerweise verlaufen die Werktage «auf der Egg» fortan mit der Schulung der Kinder, Kompositionsarbeiten und abendlichen Spaziergängen. Am Vormittag unterrichtet Frau Dorette die acht- und neunjährigen Mädchen «in Rechnen, Schreiben, Geographie usw.», während Louis Spohr komponiert. Am

Nachmittag üben sich die Töchter unter der Aufsicht ihres Vaters in Klavierspiel und Gesang. Über Dorettes Beschäftigung in den Nachmittagsstunden gibt der Autor keine Auskunft. Wahrscheinlich pflegt die erholungsbedürftige Künstlerin der Ruhe oder spielt auf ihrer Pedalharfe, einem Instrument von Jean-Henri Nadermann (1753-1799).

Im spätem Nachmittag sind tägliche Wanderungen, «wenigstens bis Thun», angesagt. Dort wird «auf der Post nach Briefen aus der Heimat» gefragt, eingekauft und «für Regentage Unterhaltung aus der Leihbibliothek» geholt. Bei gutem Wetter aber machen Spohrs «einen weiten Ausflug» und nehmen ihr «frugales Abendessen in irgend einem Dorfwirtshause oder bei einem Küher ein und kehren erst spät am Abende zurück».

Eltern und Kinder erleben die regelmässigen Wanderungen als neue, positive Erfahrung:

«Die tägliche Bewegung in der herrlichen, reinen, balsamischen Luft stärkt unsern Körper, erheitert unsern Geist und macht uns froh und glücklich.»

Was Spohr nicht ausdrücklich schreibt, lässt sich vermuten: Nach der Heimkehr suchen die Kinder und die Mutter die Bettruhe, während sich Vater Spohr im Kerzenschein an die Arbeit macht. Er schreibt nämlich: «In solcher Stimmung arbeitet es sich leicht und schnell.» Tatsächlich liegen am 16. Mai «ein neues Violinkonzert in Form einer Gesangsszene und ein Duett für zwei Violinen» vor.

Am 2./3. Juni wird der erste grössere Ausflug mit der Kutsche unternommen. Spohrs benützten nicht den Reisewagen, der mit allem Gepäck drei Pferde erfordert hätte, sondern haben das einspännige «Rietwägeli» des Wirts gemietet. Der berühmte Geigenvirtuose macht selbst den Kutscher und bringt seine Familie mit der Hilfe einer in Bern gekauften «Spezialkarte der Schweiz [...], auf welcher sich alles Merkwürdige aufgezeichnet findet [...] nach Kandersteg, einem hoch im Gebirge gelegenen kleinen Dorfe».

Die Reise führt über die hölzerne Kanderbrücke und dann am linken Ufer des Thunersees entlang bis Spiez. Von da geht es vorbei am Fuss des «majestätischen Niesen [...] durch fruchtbares Tal bis Frutigen, einem lebhaften Flecken». Im Kandertal, «einem düstern, furchtbaren Felsental», fallen den Flachländern «auf beiden Seiten himmelanstrebende Felsen» auf. Diese hängen an vielen Stellen so über den Weg, «dass es ganz finster und schaurig wird». Je höher die Ausflügler gelangen, desto mehr kehren sie «in den Frühling zurück». Man geniesst erneut die Kirschbäume, die eben zu blühen begonnen haben, während sie in Thierachern schon vier Wochen zuvor verblüht gewesen sind.

Weil die Fahrstrasse in Kandersteg aufhörte, mussten Badegäste und Italiener mit Maultieren über die Gemmi reiten oder zu Fuss gehen. Wahrscheinlich diente der Ausflug der Familie Spohr nicht nur als Abwechslung für die fleissigen Töchterchen und den Komponisten. Vielleicht wollten sich die Spohrs rechtzeitig erkundigen, ob man mit kleinen Mädchen, dem Reisegepäck einer ganzen Familie für mehr als ein Jahr, einer Harfe und zwei Violinen diesen beschwerlichen Weg überhaupt wagen konnte oder ob man nicht vielleicht doch den kostspieligen

Umweg via Genfersee und das Rhonetal auf der Fahrstrasse in Kauf nehmen sollte.

Als Folge dieses Ausflugs beschlossen Louis und Dorette, den für den Harfentransport eigens erbauten Reisewagen und die Nadermann-Harfe in Thierachern einzustellen und von Brig aus mit dem «vetturino», der Postkutsche, zu fahren. Der eigentliche Grund zu dieser Entscheidung war aber nicht nur eine finanzielle Überlegung, sondern «die Besorgnis, dass die erneute Anstrengung auf dem nervenangreifenden Instrument Dorettes Gesundheit von neuem zerrütten könnte und der langersehnte Genuss der herrlichen Reise verbittert werden würde».

Liebevoll arrangiert nun der Ehemann und musikalische Partner von Dorette Scheidler das Harfenrepertoire für Klavier; denn die Musikerin galt seit ihrer Mädchenzeit auch als virtuose Pianistin.

Nach diesen einschneidenden Vorkerhungen am Anfang der zweiten Ferienhälfte werden die letzten Wochen in Thierachern allerlei Sommerfreuden gewidmet.

Mitte Juli 1816 machen Spohrs Herr und Frau Professor Jahn und Eduard, die sie «einigemal» in Thierachern besucht haben, einen Gegenbesuch in Bern.

Ende Juli lässt das Barometer nach langer Regenzeit endlich wieder auf gutes Wetter schliessen. Nun soll es endlich zum Staubbach gehen. «Unter dem Jubel der Kinder» kutschiert Louis Spohr seine Familie im «Rietwägeli» nach Thun und mietet dort ein Extraschiff bis Neuhaus. Am 1. August 1816 notiert er: «Diese Fahrt an dem schönen stillen Sonntagmorgen gewährte unendlichen Genuss. So auf dem grünen, durchsichtigen Wasserspiegel dahin zu schweben, an den üppig bewachsenen Ufern entlang, im Hintergrund die majestätische Alpenkette, deren beschneite Gipfel in unergründlicher Tiefe des Sees erzitterten, das feierliche Geläute der Glocken die zum Gottesdienste riefen, alles war entzückend und stimmte uns zur reinsten Freude.»

Von Neuhaus geht es mit einem Mietkutscher weiter «über das kleine, ärmliche Städtchen Unterseen» nach Lauterbrunnen und «zum Staubbach in seiner ganzen Herrlichkeit». Spohr schreibt über dieses «Naturwunder»: «Das Wasser stürzt von einer ungeheuren Höhe an einer senkrechten Felsenwand herab und zerstiebt so ganz in Staub.»

Zum Leidwesen der Ausflügler, die zwar «dies ganze, herrliche, erhabene Bild [...] noch bei heiterm Himmel überschauen» konnten, fällt während des Essens «Hagel und Regen in Strömen».

Neben Naturschilderungen und Beschreibungen der besuchten Orte und Sehenswürdigkeiten, die von der Lektüre damaliger Reiseliteratur beeinflusst gewesen sein dürfte - man ist immer wieder an die *Reise ins Berner Oberland* von Johann Rudolf Wyss d. J. (Band 1, 1816), erinnert -, messen allerlei individuelle Beobachtungen des Komponisten in Spohrs Bericht vom Thunersee ein. So fielen ihm in Lauterbrunnen die vielen Bettler als lästig auf. Der eine bot kleine Erz- und Quarzstücke, der andere Kristalle zum Verkauf an. Zwei erwachsene Mädchen hatten sich an den Wegrand gestellt und «heulten ein Duett, wofür sie ein Geschenk in Anspruch nahmen».

Eine Gesangsübung ohne lukratives Ziel hatte Spohr schon im Mai in Thierachern beobachtet. «Der Knecht aus unserm Haus und einige Mägde der Nachbarschaft [hielten] jeden Sonntag Abend [vor dem Gasthaus] ihre Singakademie». Spohr fiel dabei auf, wie die Lieder so, «wie ein Blechinstrument die Töne gibt», erklangen. Der geschulte Musiker hörte «die Terze ein wenig zu hoch, die Quarte noch höher und die kleine Septime bedeutend zu tief». Das heisst, die Sänger, die «nicht von Jugend auf an das temperierte Tonsystem gewohnt» sind, singen in der «von der Natur gegebenen Tonleiter», also in Naturtönen, wie sie von einem Naturhorn oder einem Alphorn bekannt sind.

Spohrs Absicht, «die Lieder dieser Natursänger aufzuschreiben», sobald er den Dialekt besser verstehe, wurde leider nicht ausgeführt.

Der Geigenvirtuose hatte anderes zu tun, als Volkslieder zu notieren. Er komponierte in den ersten drei Wochen des Aufenthalts in Thierachern das 8. Violinkonzert. Dieses Violinkonzert *in modo di scena cantante* op. 47 in a-moll, das *in Form einer Gesangsszene* den italienischen Belcanto zu imitieren versucht, ist das berühmteste und meistgespielte Werk von Louis Spohr.

Neben diesem Violinkonzert und dem Duett für zwei Violinen, den Werken, die Spohr am 16. Mai 1816 als Neukompositionen erwähnt, dürfte er in Thierachern mehrere Manuskripte überarbeitet haben. Am 1. Juli berichtet das Tagebuch nämlich, er habe fünf neue Werke zum Stechen an Peters nach Leipzig geschickt, zwei Sammlungen Lieder, drei Duette für zwei Violinen, das 7. Violinkonzert und eine grosse Polonaise für Violine und Orchester, das heisst die Werke 31-47. Nicht alle diese Werke waren in Thierachern entstanden. Spohr schreibt, er habe «die Duette und 1 Lied» in Thierachern neu geschrieben. Das Hauptwerk aus der Sommerfrische in Thierachern bleibt die *Gesangsszene*, die Spohr am 27. September im *Teatro alla Scala* in Mailand uraufführen sollte.

Neben den zahlreichen Spaziergängen und Wanderungen und den grösseren Ausflügen nach Kandersteg, Bern und Lauterbrunnen hat Familie Spohr von Thierachern aus im August 1816 eine eigentliche Reise unternommen.

Schon in Zürich war Spohr vom Präsidenten der Musikgesellschaft, Hans Georg Nägeli, zur musikalischen Direktion des Musikfestes von 1816 in Fribourg eingeladen worden. Nägeli hatte aber vergessen, dass es die Statuten der Gesellschaft verboten, das «Dirigat» einem Fremden und Nichtmitglied anzuvertrauen. Spohr wurde aus diesem Grund kurzfristig aufgeboten, «mit der Geige mitzuwirken». Der Musiker, der mündlich und schriftlich zur Stabführung gebeten worden war und sich darauf auch vorbereitet hatte, lehnte ab, versprach aber grossmütig, als Gast zuhören zu wollen.

Spohrs reisten wiederum mit dem «Rietwägeli» und wurden in Fribourg einquartiert, mit Freikarten versehen, zum «bal pare» und zur Sitzung der Gesellschaft eingeladen. Selbst das Textbuch zur Aufführung von Haydns *Schöpfung* lag auf Französisch bereit. Neben all diesen Bemühungen versuchten die Mitglieder, den Fauxpas durch das Angebot einer Ehrenmitgliedschaft wieder gutzumachen.

Spohrs Familie schien die vier Tage in Fribourg als Abschluss der Schweizer Zeit in der Gesellschaft des Komponisten Conradin Kreutzer (1780-1849) zu geniessen und fuhr am 10. August via Bern nach Thierachern zurück.

Eduard Henke liess es sich nicht nehmen, seine Schützlinge bis Oberitalien zu begleiten. Am 2. September verliessen sie Thierachern mit der fröhlichen Gewissheit wiederzukommen, galt es doch, die Harfe und weiteres Gepäck abzuholen.³¹ Die Männer gingen zu Fuss über die Gemmi, Dorette und die Mädchen ritten, und ein viertes Pferd trug das Gepäck. In Schwarnbach nächtigte die Reisegesellschaft in einem Zimmer des Blockhauses. Während Dorette und die Mädchen ein Bett teilten, schliefen die Herren auf «reinlicher Streu».

Am zweiten Tag gingen alle zu Fuss, denn es war Schnee gefallen und die Pferde mussten zurückgeschickt werden. Das gefährliche Abenteuer in dichtem Nebel überstanden die Mädchen am besten.

Von Brig aus ging es mit einem zweispännigen Fuhrwerk auf der Simplonstrasse bis Domodossola, und am 5. September erfüllte sich endlich Louis Spohrs Kinderwunsch, das Land zu sehen, «wo die Zitronen blühen».

«Alle frühern Lieblingsplätze»

Die Italienreise der Familie Spohr war ein vielfältiges, widersprüchliches Erlebnis, das alles in allem nicht dem Reisetraum der Eheleute entsprach. Die Reise fiel kostspieliger aus, als die Virtuosen budgetiert hatten, so dass sie im Mai 1817 via Simplon, Brig und das Rhonetal mit leerer Kasse in Genf ankamen. Das Konzert vom 17. Mai trug wegen der damals in der Schweiz herrschenden Hungersnot wenig ein, und Spohr fürchtete, dass auch in den übrigen Schweizer Städten nicht viel zu gewinnen sei. Frau Dorette war schon im Begriff, allerlei fürstliche Geschenke im Leihhaus zu versetzen, als der Hausvater vorschlug, sie möchte sich doch dem freundlichen Pastor Gerlach anvertrauen. Die Musikerin nahm ein kostbares Diadem, das Geschenk der Königin von Bayern, und bat den Geistlichen um einen Geldvorschuss gegen ein Pfand. Der grosszügige Herr stellte die Reisesumme ohne Gegenleistung zur Verfügung, mit den Worten: «Ich freue mich, dem braven Künstlerpaare, das uns so vielen Genuss bereitet hat, gefällig sein zu können.»

Spohrs reisten von Genf aus direkt nach Thierachern, um ihren Wagen und die Harfe abzuholen. Weil sich Dorette auf der Harfe wieder einspielen musste und die günstigste Konzertzeit ohnehin vorbei war, gönnte sich die Familie Spohr noch einmal zwei Wochen in Thierachern. An Vormittagen übten die Musiker die Duette für Harfe und Violine von neuem ein und der Komponist vollendete das in Rom begonnene *Quatuor brillant* (E-Dur op. 43, 1843 veröffentlicht), nachmittags aber besuchte die ganze Familie «bei dem herrlichsten Frühlingswetter alle [...] frühern Lieblingsplätze». Anfang Juni musste sie sich «jedoch entschliessen, das paradisische Thierachern zu verlassen».

Wegen der Hungersnot erhielten die Virtuosen keine Erlaubnis zu konzertieren. Am 10. Juni 1817 durften sie zwar in Zürich spielen, aber nur, weil sie einen Teil

der Einnahmen an die Armen spendeten. Der Violinist spielte die *Gesangsszene* und das in Thierachern eben erst vollendete Soloquartett (op. 43).

Bis die Familie Spohr im Dezember 1817 für zwei Jahre in Frankfurt a. M. Wohnsitz nehmen konnte, ging es wiederum von Ort zu Ort.

Der Aufenthalt in Thierachern blieb für Louis und Dorette Spohr etwas Einmaliges. Mitten in ihren gemeinsamen Lebensjahren konnten sich die Musiker nach Belieben ihrer Künstlerschaft widmen, ohne konzertieren zu müssen. Sie gönnten sich Ruhe und Erholung und das ununterbrochene Zusammensein mit ihren Töchtern. Alle vier Sommerfrischler dürften die Erinnerung an die glücklichen Tage in schönster Umgebung bis an ihr Lebensende mitgenommen haben. Den Musikfreunden aber klingt Spohrs Sommer in Thierachern in der *Gesangsszene*, in den *Violin-Duetten* und im *Quatuor brillant* nach.

Brigitte Bachmann-Geiser

Dietikon, 25. Februar 2005

Brief an Radio DRS1

Sehr geehrte Herren

„Sina“ wurde gestern abend, in der Sendung „Schnabelweid“, bis in alle Himmel hinauf gelobt, und auch ich bin mit dem Lob in jeder Beziehung einverstanden. Es ist tatsächlich anerkennenswert, wenn bei uns deutsch, oder noch besser, in unsern **Mundarten** gesungen wird und nicht immer englisch und amerikanisch etc.

Aber ach - vom Text verstand ich kein Wort, die Begleitmusik verdarb alles, verbarg den Text vollständig, der Gesang ging unter im allzu lauten „musikalischen Lärm“. Für mich wäre es sehr hilfreich gewesen, wenn der „Sinatext“ vor der Ausstrahlung des Lieds vorgelesen, ev. sogar besprochen worden wäre. Im Walliserdeutsch kommen immer wieder Ausdrücke vor, die ein „Normalsterblicher“ nicht sofort versteht.

Was ich soeben sagte, gilt übrigens für die meisten Gesangs-Sendungen von **Radio DRS1**. Da wird nach Noten geschmachtet und gejammt, in Mundart, auf Schriftdeutsch, englisch und in vielen andern Sprachen. Man ist schon froh, wenn man wenigstens das Wort „amor“ oder etwas dergleichen versteht, alles andere geht in der Begleitmusik unter, vor allem weil dazu wütend aufs Schlagzeug eingehämmert wird.

Da höre ich nicht mehr länger zu und schalte um auf klassische Musik, meist auf **Radio DRS2**. Auch die letzte Schnabelweidsendung brach ich ab.

Mit recht freundlichen Grüßen.

Thema „Chrüzacher“

Drei Schülerinnen der fünften Primarschulklasse bekamen von ihren Lehrerinnen die Aufgabe, möglichst viel über die Dietiker **Freizeitanlage** herauszufinden. Sie meldeten sich bei mir und ersuchten mich um einen Termin für ein Interview. Sie sagten mir nicht, dass sie schon vorher in der Freizeitanlage an der Holzmattstrasse die zuständigen Leiterinnen über die verschiedenen Tiere, Spielmöglichkeiten und Aktivitäten ausgefragt hatten.

Die Mädchen hätten gerne auch noch erfahren, was sich vor dem Bau der modernen Anlage am **Standort** des heutigen Kinderspielplatzes befand. Das wussten offenbar die jungen Freizeitleiterinnen nicht, und sie rieten den Kindern, einen möglichst alten Dietiker, z.B. mich, zu befragen. Ich schaute nach, was in unsern Computern unter dem Stichwort „Chrüzacher“ zu finden ist.

Pünktlich, wie vereinbart, am 1. Februar 2005, um acht Uhr morgens, meldeten sich die **drei Fünftklässlerinnen** beim Ortsmuseum Dietikon. Sie richteten von ihrer Lehrerin Franziska Tiefenbacher Grüsse aus, und im Arbeitszimmer studierten wir unser Thema.

Ursprünglich war in der Chrüzachergegend eine **Lehmgrube**. Auch im nicht weit entfernten Guggenbühlwald findet man heute noch verschiedene Löcher. Das sind die Stellen, wo man früher nach Lehm suchte. Das grösste dieser Löcher ist der heutige **„Gigelibode-Weiher“**, der Ort, wo recht viel Material gefunden wurde, aus dem Ziegel gebrannt werden konnten.

Wozu brauchte Dietikon eine eigene **Ziegelei**? Die Gemeinde wollte wegen der grossen Brandgefahr möglichst alle Dächer der im Limmattal verbreiteten **Strohdachhäuser** durch Ziegeldächer ersetzen. An der Reppisch steht in Dietikon heute noch ein uraltes Haus mit weit heruntergezogenem Tonziegeldach, dem man ansieht, dass es früher mit Stroh bedeckt war. Die vielen Strohdächer verschwanden ziemlich schnell, weil Hauseigentümer, die ihre Strohdächer durch Ziegeldächer ersetzten, viel kleinere Versicherungsprämien bezahlen mussten.

Als die Lehmgrube im Chrüzachergebiet nicht mehr gebraucht wurde, ebnete man das Gelände aus und pflanzte Mostobst auf die Wiese, und als immer mehr Italiener und Tessiner in Dietikon einwanderten, bauten sie hier ihre **Bocciabahn**, auf der viele Jahre lang eifrig gespielt wurde. Bis 1973 existierten in Dietikon sogar zwei Boccia-Vereinigungen, **Unione** und **Libertas**, welche auf ihren Bahnen beim Restaurant Sommerau und bei der „Spielwiese Holzmatt“ an der Bremgartnerstrasse jeden Abend spielten.

Da die Mitgliederzahlen stiegen und die Anlagen keine grösseren Wettkämpfe zulassen, setzten sich die Vorstandsmitglieder der beiden Vereine an einen Tisch. Nach langen Verhandlungen mit Behörden, Institutionen und Firmen konnte 1974 zu Pickel und Schaufel gegriffen werden. An der Bohnackerstrasse hinter dem Schulhaus Fondli erstellten die Bocciaspieler in Fronarbeit ihr **Bocciadrom**, eine grosse an der Stirnseite offene, überdeckte Halle, und daneben steht ein gemütliches Clubhaus.

Im „Chrüzachergebiet“ entstand nun ein **„Robinsonspielplatz“**, auf dem vor allem die Buben aus allerlei alten Kisten, Türen, Fenstern etc. ihre „Hütten“ bauten, was vielen Leuten nicht gefiel, so dass schliesslich **Architekt Vetsch** den Auftrag bekam, einen besseren Vorschlag für eine **Freizeitanlage** auszuarbeiten. Dieser Architekt ist bekannt für seine originellen mehr oder weniger unterirdischen Erdhäuser in denen es nichts Rechtwinkliges gibt, und die auf alle Fälle nicht mit Ziegeldächern sondern mit Grasland überdeckt sind.

Der erste Vorschlag Vetschs war sehr grosszügig. Mehrere schwungvolle und **mit Gras bewachsene Gebäude** auf der Süd- und der Holzmattseite waren für Verwaltungs- und Bastelräume, sowie für Volièren Ställe und WC-Anlagen vorgesehen. Ausserdem war auf der Westseite, beim Eingang Bremgartnerstrasse, ein Restaurant geplant.

Das sehr schöne **Modell** konnte von jedermann besichtigt werden. Die geplante Spielplatzgestaltung wurde aber, weil zu teuer, abgelehnt und anschliessend bedeutend einfacher gestaltet. Das Gasthaus und andere teure Vorschläge des Architekten fielen weg. Auch beim Bau der Anlage wurde wahrscheinlich gespart, so dass in der Zeitung schon bald die Schlagzeile: „Kaum gebaut, schon bröckelt der Verputz“ zu lesen war.

Im Lauf der Jahre mussten in der Anlage mehrmals viel zu gross gewordene Bäume, **Tannen und Buchen**, gefällt werden. Dafür pflanzte der Gärtner eine Doppelreihe von Weiden über den Hügel, so dass durch geschicktes Schneiden mit der Zeit ein tunnelartiger Laubengang entstand.

Die Chronik im Computer des Ortsmuseums Dietikon gibt Auskunft über alle **Veränderungen im „Chrüzacher“**, denn alles, was im Lauf der Zeit in die Presse oder sonstwie an die Öffentlichkeit gelangt, wird registriert. Jugendarbeiterin und Jugendarbeiter, Betreuerinnen und mehr als fünfzig Buben und Mädchen befassen sich mit allerlei Aktivitäten, mit Pflanzen und Tieren.

An sonnigen Nachmittagen kommen viele Eltern, vor allem **junge Mütter**, mit ihren Kindern in die Freizeitanlage. Sie zeigen ihnen die Tiere und betreuen ihren Nachwuchs bei den verschiedenartigen Schaukeln, Rutschbahnen und im Sandkasten. Einige Mädchen und Buben klettern auf die Bäume, andere spielen am „Ping-pong-Tisch“ oder verbergen sich im grossen Fass mit Dach, das innen ein oberes Stockwerk mit Fensterchen aufweist.

Die schwedische Firma Ikea schenkte 1999 der Freizeitanlage als Wahrzeichen ihres Herkunftslandes einige **Elche**. Heute, im Jahr 2005, ist aber keiner mehr in Dietikon. Eine Zeit lang waren auch Lamas im Tierpark. Nur vorübergehend, d.h. für vier Monate, zur „Nachwuchsförderung“ war eine dänische Hausziege, der **Ziegenbock „Köbi“** aus dem Tierpark Arth Goldau hier zu Besuch. Er nahm schon in den ersten Tagen seinen Dienst auf und einige Besucher waren entsetzt.

Letzthin sorgte die auffallende Schlagzeile „Die grössten **Esel** leben in Dietikon“ für Aufsehen. Die Rede war aber nicht von dummen Leuten, sondern von den grossen Eseln der Freizeitanlage, die vom Aussterben bedroht sind. Im Gehege und oft auch unterwegs in den nahen Wald kann man auch die **Ponys** und **Pferde** sehen, die regelmässig bewegt werden müssen.

Im Gehege, in der Volière und auf dem kleinen Teich können auch Kaninchen, Meerschweinchen, allerlei Entenarten, lustige Hühnersorten und andere **Vogelarten** beobachtet werden. Neuerdings sind viele dieser Tiere auf soliden Informationstafeln sorgfältig abgebildet und beschrieben. Bei der Betreuung helfen etwa fünfzig Kinder mit, für die von Zeit zu Zeit das sogenannte „**Stallkinderfest**“ veranstaltet wird.

Damit kommen wir zu den vielen **Aktivitäten**. Das grosse „**Chrüzifest**“ für Eltern und Kinder vom 22.09.2002 wurde am 20.06.2004 wiederholt. Da wurde in der ganzen Anlage und im extra aufgestellten Festzelt für Gross und Klein viel Interessantes zum Thema „Klang und Bewegung“ geboten. „Meine“ Senioren-Volkstanz-Gruppe, verstärkt durch einige geschickte Mitglieder des Volkstanzkreises Zürich, brachte Eltern und Kinder zum Tanzen.

Wir zeigten nichts vor, denn erfahrungsgemäss hätten die Leute anschliessend allerlei Ausreden vorgebracht, um ja nicht mittanzen zu müssen. Jede von mir mitgebrachte Person holte zwei Leute aus dem Publikum, und dann lernten wir Dreiertänze, die für alle neu waren, so z.B. „Polka zu Dritt“, „Texas-Schottisch“, „Triolett“ und „Dreier-Mixer“.

Einige Stunden später befassten wir uns in einer zweiten **Tanzveranstaltung** mit Paartänzen wie z.B. „Old Time Mixer“, „Münchner Polka“, „Kettengalopp“, „Everywhere Mixer“, „De Kolom“, „Zauberzirkel“, „Mudder Witsch“ und „Grand Colonel Mixer“. Wir tanzten nicht auf der Wiese, wie es ursprünglich vorgesehen war, sondern im Festzelt mit seinem ebenen Boden und mit der bessern Verbindung zum geschickten Tonmeister.

Kathrin Isler und Irene Sauter befassten sich in der Mitte des Tanzplatzes sehr geschickt mit den Kindern, während die Erwachsenen aussen herum ihre Volkstänze einübten und dabei viel Freude ausstrahlten. Vielen der Erwachsenen und Familien hatte die erste Probe mit den Dreiertänzen so gut gefallen, dass sie von selbst auch zur zweiten Tanzprobe herbeiströmten.

Eine weitere „Chrüzacher“-Grossveranstaltung ist der **Kinder-Flohmarkt**, der jedes Jahr mehrmals in der Freizeitanlage stattfindet. Alsdann müssen alle Parkverbote an der Holzmattstrasse aufgehoben werden, denn es kommen so viele Kinder mit ihren ganzen Familien zum Tausch und Verkauf von Spielsachen und andern zusammengebettelten Gegenständen.

Auch der „**Pilzverein**“ veranstaltet jedes Jahr eine sehr sehenswerte und lehrreiche Ausstellung in der Anlage. Die vielen **Kurse** für Kinder, Jugendliche und Erwachsene werden je nach Jahreszeit verschieden gestaltet. Im Winter, in der Vorweihnachtszeit, wird Kerzenziehen, Basteln von Geschenken und die Herstellung von Weihnachtsschmuck angeboten. Im Frühling wird zum Färben von Ostereiern eingeladen, im Sommer zum Töpfern, Filzen, Seidebemalen, Windredlibauen etc. Unter kundiger Leitung kann alles Mögliche erlernt werden, so z.B. auch die Herstellung von Gipsobjekten, das Aquarellieren, das Malen, die Serviettentechnik und was alles den Leiterinnen sonst noch einfällt.

Im Hinblick auf eine **Kinder-Zirkusvorstellung** werden allerlei Zaubernummern eingeübt, es wird jongliert, musiziert, gesungen.... Akrobatik und Kunst auf Pferderücken wird trainiert. Spezielle Ferienaktivitäten locken mit dem Ferienpass auch auswärtige Kinder an.

An bestimmten Abenden wird am offenen Feuer grilliert; eine Kaffeestube und ein Getränkeautomat stehen den Besuchern zur Verfügung. Beliebt sind auch die Muki- und Vaki-**Veranstaltungen**, (Muki = Mutter-Kind; Vaki = Vater-Kind), der Schreibkurs für Frauen und Ähnliches. Ausserdem betreibt die Gemeinde mit der Hilfe des Werkhofs und der Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter bei guten Schneesverhältnissen den beliebten **Skilift** oberhalb der Hundshütte.

Damit wären die wichtigsten „Chrüzacher“-Aktivitäten aufgezählt. Der gute Besuch der Anlage durch in- und ausländische Familien rechtfertigt die ganz beträchtlichen Summen, die von der Stadt Dietikon für Unterhalt und Betrieb aufgebracht werden.

Das Knie.

Gemeint ist mein rechtes Knie, das seit einiger Zeit bei gewissen Bewegungen ganz erheblich schmerzt. Wenn ein solches Übel auftritt, dann bestehen immer zwei Möglichkeiten. Entweder man beseitigt das Übel, oder, wenn dies nicht möglich ist, man überlegt, wie man sich am besten damit abfindet. Als mich letzthin **Nachbar Triaca** auf der Strasse fragte, wie es mir gehe, da anvertraute ich ihm offen, ich versuche mich mit einem bei Schritt und Tritt schmerzenden Knie zu arrangieren. Dazu wusste er den Ausspruch eines Bekannten, der zu ihm gesagt habe: „Schmerzen kennen alle Leute, und wer keine mehr verspürt, der ist tot.“

Am **Montag, 15.12.2003**, beim Jahres-Abschlussabend des Volkstanzkreises in Nussbaumen, war mein rechtes Knie noch schmerzlos wie mein linkes. Zum Abschluss des gemütlichen Abends tanzten wir noch ein Weilchen zur beschwingten Blockflötenmusik unseres Präsidenten und Tanzleiters Johannes Schmid-Kunz.

Als ich frühmorgens am **Dienstag, 16.12.2003**, zur grossen Senioren-Wanderung aufbrechen wollte, zu der ich angemeldet war, da schmerzte ganz **plötzlich** mein rechtes Knie so sehr, so dass ich mich mühsam hinkend zum Treffpunkt beim Bahnhof Dietikon schleppen musste. Dem Wanderleiter erklärte ich, dass ich unmöglich mitwandern könne, versprach den Wanderern aber, mit dem Auto zum gemeinsamen Mittagessen zu kommen.

Der ganz erhebliche Schmerz beim Gehen und Bewegen des Knies liess den ganzen Tag über kein bisschen nach. Auch das Autofahren zum gemeinsamen Mittagessen war recht beschwerlich, und ich beschloss, den Hausarzt aufzusuchen, wenn das eklige Übel am Mittwoch, **17.12.2003**, immer noch weiter besteht. Trotz sorgfältiger Schonung des Knies und Ausschlafens bis Mittwochmorgen um acht Uhr liess sich nicht die kleinste Besserung feststellen. Sobald es bewegt wurde, schmerzte das Knie nun schon den zweiten Tag.

Als ich dann in der Arztpraxis mit der Gehilfin einen Termin vereinbaren wollte, kam zufällig **Dr. med. Konrad Grimm** am Pult vorbei und fragte erstaunt nach meinem Befinden. Ich müsse vorläufig keinen Termin notieren lassen, meinte er, er schaue sich das Knie gleich einmal an. Zuerst wurde gemessen, wie stark es geschwollen war, dann wurden alle möglichen Bewegungen ausprobiert, um die Funktionsfähigkeit der verschiedenen Bänder festzustellen.

Extremes Beugen, Strecken und verschiedene Arten des Drehens waren, wenn auch schmerzhaft, durchaus möglich, worauf durch Abtasten rechts aussen am Knie die Stelle gesucht wurde, die am stärksten schmerzte, und genau hier wurde ein wenig **Cortison** ins Gelenk hineingespritzt. Nun galt es, die Wirkung abzuwarten, und die war ganz verblüffend.

Schon auf dem Heimweg war der **Schmerz beinahe verschwunden**, und ich hoffte, er verschwinde mit der Zeit noch ganz. Da hatte ich mich aber gewaltig getäuscht. Trotz der gewissenhaften Anwendung, morgens und abends, von **Salben**, die mir von Verwandten und Bekannten empfohlen wurden, blieb bei jeder Bewegung des Knies ein leichter Schmerz.

Die sechs Salben, die im Verlauf eines Jahres einmassiert wurden, sind **Fortalis, Dolo-ArthrosenEx, Fastum, Reparil, Voltaren, und Perna-ton**. Man kann nicht wissen, ob sie etwas genützt haben, denn es lässt sich ja nicht vergleichen, wie der Zustand ohne alles Salben wäre. Auch das bestens empfohlene **Schüsseler Mineralsalz No 2**, das ich in Pillenform zweimal täglich einnahm, bewirkte nichts Feststellbares. Der Knieschmerz wurde im Verlauf der Monate ganz langsam, besonders beim Treppensteigen abwärts, immer lästiger.

Silvia Lamprecht anvertraute mir eines Tages, es sei ein **knorpelaufbauendes Medikament, „Condrosulf“**, entwickelt worden, das einer ihrer Bekannten nun schon zum zweiten Mal während drei Monaten mit sichtlichem Erfolg einnehme. Da ich der Sache so wenig traute wie den Salben und den homöopathischen Pillen, bat ich Sohn Karl, Steffisburg, er solle bei nächster Gelegenheit Enkel Joachim, den jungen Arzt, über dieses Heilmittel befragen. Am 2. und 3. Februar 2005 trafen endlich die erwarteten Telefonanrufe von Käri und von Jochi bei mir ein.

Sohn Karl sagte, er habe **Joachim** gebeten, in seinen Büchern nachzuschlagen, was die Wissenschaft über „Condrosulf“ zu sagen weiss. Was er herausfand, das sei recht vielversprechend, er werde mir nächstens selber anrufen. Wo nichts mehr vorhanden ist, meinte Joachim, da könne auch „Condrosulf“ keinen Knorpel herstellen, hingegen sei erwiesen, dass dieses Medikament geschwächte Knorpelsubstanz stärke. Ich solle jedoch das schmerzende Knie zuallererst vom Hausarzt röntgen lassen. Der könne dann wahrscheinlich anhand der Bilder die genaue Ursache der Beschwerden feststellen.

Schon am nächsten Vormittag um acht Uhr meldete ich mich bei **Dr. med. Grimm**. Auch diesmal, genau wie vor mehr als einem Jahr, befasste er sich sofort mit meinem Problem. Die Arztgehilfin röntgte das Knie von vorn und von der Seite, und der Hausarzt besprach die beiden Bilder mit mir. Er sah zwei Stellen im Knie, an denen „Condrosulf“ vielleicht helfen könnte, reichte mir eine Packung des Medikaments mit der Anweisung: „Nehmen Sie bis zum 17. Februar 2005 jeden Tag zwei der Pillen, eine morgens und eine abends, dann täglich nur noch eine, drei Monate lang, bis alle aufgebraucht sind. Alsdann kann hoffentlich ein Erfolg festgestellt werden“.

Die beiden **Röntgenaufnahmen** durfte ich behalten, um sie auch Enkel Joachim zur Begutachtung zu zeigen. Ich schnitt oben, unten und seitlich einen Streifen weg, so dass ich sie in einem normalen Briefumschlag, Format A4, nach Sursee senden konnte. Ich werde erst nach der Beendigung der drei Monate lang dauernden „Condrosulfkur“ feststellen, wie sie sich ausgewirkt hat. Vorläufig, nach den ersten vierzehn Tagen, kann ich nur sagen, dass sich der Zustand nicht mehr weiter verschlechtert hat.

Allerlei „Todsünden“

In der Bibel werden: Neid, Geiz, Wollust, Völlerei, Faulheit, Hochmut und Zorn als die sieben **Todsünden** aufgezählt, was doch heissen soll, dies seien schlimme oder sogar die schlimmsten Sünden. Da fragt man sich unwillkürlich: „Wie steht es denn eigentlich mit Heuchelei, Verleumdung, Gier, Egoismus, Unehrlichkeit, Engstirnigkeit, Rechthaberei, Ehebruch, Betrug, Fälschung, Täuschung, Diebstahl, Grausamkeit, Mord und Totschlag? Ist dies alles nicht so schlimm oder existierten diese weiteren „Sünden“ und „Straftaten“ gar noch nicht, als der Bibeltext geschrieben wurde?“

Die oben genannte Aussage der Bibel von den sieben Todsünden ist also ganz oberflächlich und unvollständig. Sie darf nicht gesondert betrachtet werden. An andern Stellen lesen wir die fehlenden Ergänzungen, wie z.B. in den zehn Geboten, wo z.B. befohlen wird: „Du sollst nicht töten etc., etc.“

Der Neid ist keine absolute Grösse. Er kommt in sehr vielen mehr oder weniger verwerflichen **Abstufungen** vor. Ist ein Mitmensch nicht nur reich, sondern unermesslich reich, dann erwacht da und dort der Neid und wird zu einer geradezu nützlichen Triebkraft, welche die Neider glücklicherweise veranlasst, diesem **Reichtum** auf den Grund zu gehen, ihn zu beschneiden, seine Entstehung zu verunmöglichen, Gesetze zu ändern, falls dieser Reichtum auf ungesetzliche oder sogar kriminelle Weise zustande kommen konnte.

Von Generation zu Generation vererbter, auf Fleiss und besonderer Leistung beruhender **Familienreichtum** darf ohne weiteres ganz neidlos bewundert werden, besonders wenn solche Reiche immer wieder grosse Erträge ihres Reichtums den wohltätigen Institutionen zukommen lassen. Wer nichts besitzt, kann auch nichts spenden. Die Armen können andern Armen nicht weiterhelfen.

Bezieht sich der Neid auf wertvolle **Begabungen**, die ein Mitmensch von seinen Vorfahren geerbt hat, dann wird dieser Hochbegabte zu einem Vorbild, das nicht nur grosse Bewunderung erzeugt, sondern auch erwünschte Nachahmung hervorruft. Betrachtungen über den Neid zeigen also, dass dieser, besonders, wenn er zu sinnvoller Weiterentwicklung führt, gar keine so grosse Sünde sein kann.

Der Geiz ist eine Übertreibung von Sparsamkeit. Haushälterischer Umgang mit Besitz wird von jedem Einzelnen, von jeder Familie, jedem Verein, jedem Geschäftsbetrieb und jedem Staat erwartet. Wo hört die sehr erwünschte Sparsamkeit auf und wo beginnt der verwerfliche Geiz? Dies ist sowohl eine „Charakter-“ als auch eine „Ermessensfrage“, mit der wir auf Schritt und Tritt konfrontiert werden. Die vorhandene „Substanz“ sollte, wenn irgend möglich, erhalten bleiben; mit allfälligen Gewinnen kann und soll grosszügig umgegangen werden. Auch Geiz ist nur „unter Umständen“ sündhaft.